

1,60 DM / Band 32
Schweiz Fr 1.70 / Österr. S 12.-

BASTEI

Neuer Roman

Tony Ballard

Die Horror-Serie von A.F. Morland

Das Schädelhaus im Todesmoor

Belgien F 35 / Frankreich F 5.- / Italien L 1300 / Luxemburg F 35 / Niederlande f 2.- / Spanien P 100



Das Schädelhaus im Todesmoor

Tony Ballard Nr. 32

von A.F.Morland

erschienen am 09.12.1983

Das Schädelhaus im Todesmoor

Es war kein gewöhnliches Gewitter, das über Dartmoor tobte.

Atax, die Seele des Teufels, hatte es entfesselt – und das aus einem ganz bestimmten Grund. Doch wie hätten die Menschen das ahnen sollen? Sie duckten sich ängstlich in ihren Häusern, wenn es blitzte und krachte, und viele von ihnen beteten. »Herr, verschone uns vor Unheil! Laß es nicht geschehen, daß das Böse die Welt heimsucht! Verhindere, daß sich das Grauen in unserer Nachbarschaft niederläßt...!« Sie formulierten ihre Gebete nicht von ungefähr so. Die Alten unter ihnen erinnerten sich daran, daß das Grauen schon einmal an solch einem Tag gekommen war...

Der Stand der schwarzen Gestirne war günstig, die Konstellation hätte nicht besser sein können. Sie unterstützte die höllischen Umtriebe mit großer Kraft, pumpte satanische Energie in alles, was bösen Ursprungs war.

Diese kosmische Hilfe machte sich Atax – der auch der Herrscher der Spiegelwelt war – zunutze. Er, ein dämonisches Wesen, das sich selbst »die Seele des Teufels« nannte, weil er genauso handelte, wie der Höllenfürst es wollte, erschien inmitten von dräuenden Gewitterwolken, die er um sich herum geschaffen und mit schwarzmagischen Blitzen aufgeladen hatte.

Sein Körper war teilweise transparent und von schillernden, violetten Adern durchzogen. Zeitweilig war er ein spiegelndes Ungeheuer. Aber er brauchte sich auf keine bestimmte Gestalt zu fixieren. Er konnte sein Aussehen nach Belieben verändern.

Man nannte ihn auch den Geschlechtslosen, denn er war weder Mann noch Frau, und wo immer er seine Hand im Spiel hatte, kamen Grauen, Angst, Leid, Not und Tod über die Menschen.

Zuletzt führte er in Schottland teuflisch Regie. Er holte in der Nähe des kleinen Fischerdorfes Cullkirk Zombie-Piraten aus der Tiefe des Meeres, und hätten sich damals nicht zufällig der Dämonenjäger Tony Ballard und seine Freunde in Cullkirk aufgehalten, wäre das Dorf von den schwarzen Piraten verwüstet und dem Erdboden gleichgemacht worden.

Damals hatte Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, noch gelebt. Auch er war nach Cullkirk gegangen, um sich aus nächster Nähe anzusehen, was Atax inszeniert hatte.

Rufus mischte auch selbst tatkräftig mit, das war klar. Er konnte einfach nicht bloß zusehen, wenn ein höllischer Reigen veranstaltet wurde.

Nun, Rufus gab es nicht mehr. Die Hölle würde ihn durch einen anderen Dämon ersetzen. Vorläufig war sein Platz noch vakant.

Die schwarze Macht hatte es mit dem Ersatz nicht eilig.

Es gab noch genug andere Höllenstreiter, die den Menschen das Leben schwermachten. Das waren Phorkys, der Vater der Ungeheuer, Yora die Totenpriesterin, Metal, der Silberdämon, die Grausamen 5, die auf der Prä-Welt Coor zu Hause waren und von einem starken Magier-Dämon namens Höllenfaust angeführt wurden, nicht zu vergessen Mago, der Schwarzmagier, aber auch der dämonische Hexenjäger Stockard Ross…

Sie alle trugen das Banner der Hölle hoch vor sich her, und sie waren bestrebt, laufend neue Siege für die schwarze Macht zu erringen.

Wie gesagt, Atax, die Seele des Teufels, ließ die günstige Konstellation der Höllengestirne nicht ungenutzt. Er trieb sein Unwesen selten in vorderster Front, dafür war er sich zu gut.

Andere sollten in seinem Sinn handeln. Zu diesem Zweck setzte er sie ein, und zu ebendiesem Zweck wollte er heute Murdock Vidor, dem schrecklichen Unhold aus der Vergangenheit, die Rückkehr ermöglichen.

Es hatte ihn schon einmal gegeben. Die Bestie hatten sie ihn genannt, und seine Grausamkeit war unbeschreiblich gewesen.

Vielen Menschen hatte er damals das Leben genommen.

Schließlich hatte die Hölle andere Pläne mit ihm gehabt und ihn aus dem Gebiet von Dartmoor abgezogen. Alles war damals verschwunden, sein Haus, das Moor, in dem er gelebt hatte – er selbst…

Doch nun war es Zeit für Murdock Vidors Wiedergeburt, die Atax in die Wege leiten wollte. Atax liebte es, im verborgenen solche Taten zu setzen.

Damit konnte er die Menschen, die sich in Sicherheit wiegten, weil so viele Jahre hindurch Frieden geherrscht hatte, brutal überrumpeln.

Torceston hieß der kleine Ort, der jenem Gebiet am nächsten lag, in dem Murdock Vidor sein furchtbares Unwesen getrieben hatte. Es würde wieder dazu kommen, aber das ahnte zu diesem Zeitpunkt noch niemand.

Atax schickte einen geballten Blitzstrahl zur Erde. Gleißendes Licht schien die Welt verbrennen zu wollen. Blendendgrell hieb es in den dunklen Humusboden und spaltete ihn bis in die schwärzeste Tiefe hinunter.

Krachend brach die Erde weiter auf. Ihre Oberfläche erzitterte.

Die Höllenspalte wurde groß und größer, und aus der Tiefe der Vergessenheit stieg ein unheimliches Haus empor.

Ein Gebäude aus grauem Stein war es, grauenerregend anzusehen, denn es wies die Form eines riesigen Totenschädels auf.

Das Schädelhaus im Todesmoor! Es war wieder da.

Murdock Vidors Heim. Die steinerne Schläfe wurde von einer klobigen Säule gestützt, hinter der sich der Eingang befand. Die Augen des steinernen Schädelhauses waren mit dicken Eisenstäben vergittert.

In diesem Horror-Haus hatte Murdock Vidor lange Zeit gelebt.

Es stand nun wieder haargenau an seinem alten Platz, von dem die Überlieferungen berichteten.

Es gab nur wenige Menschen in Torceston, die sich in dieses Sperrgebiet des Grauens wagten. Zumeist waren es jüngere Leute, die noch risikofreudig waren.

Und wenn ihnen dann hier nichts zustieß, kehrten sie in ihr Dorf zurück und lachten die Alten aus, die die schaurigen Legenden hochhielten, obwohl – nach Ansicht der Jungen – kein Körnchen Wahrheit an den Geschichten war.

Atax ließ schwarzen Regen fallen, der das ausgetrocknete Gebiet um

das Schädelhaus wieder in einen tödlichen Morast verwandelte, vor dem die Menschen sich in acht nehmen mußten.

Ein falscher Tritt, und man war unweigerlich verloren. Viele Personen hatten in früheren Zeiten ihr Leben im Moor verloren. Deshalb wurde es auch das Todesmoor genannt, denn es war so tückisch wie kein anderes.

Wer den Weg durch das Moor überlebte, hatte es noch lange nicht geschafft, denn er konnte immer noch ein Opfer des grausamen Murdock Vidor werden.

Die Bestie hatte dereinst überall gelauert und Menschen ermordet. Ihre Rückkehr war in die Wege geleitet. Es gab das Schädelhaus wieder und auch das Todesmoor.

Es fehlte nur noch Murdock Vidor, dann konnte Atax den Dingen ihren Lauf lassen…

***

Die Bestie saß in menschlicher Gestalt in der schummerigen Dorfkneipe von Torceston. Draußen rumorte das Höllengewitter, und nur Murdock Vidor wußte, daß es Atax für ihn wüten ließ.

Der feiste Wirt schüttelte den Kopf, daß die Hängebacken zitterten. »Als ob der Weltuntergang nahe wäre«, sagte er zu einem Gast.

»So gewaltig danebengehauen haben die Meteorologen schon lange nicht mehr«, erwiderte dieser grinsend. »Sie sprachen von Schönwetter, Hochdruckeinfluß aus Skandinavien, von einer sonnigen Periode, die für den Rest der Woche anhalten würde. Einer von diesen Blitzen soll die ganze Bande treffen. Die taugen doch nichts. Ich versteh' das einfach nicht. Wir müssen alle gewissenhaft und fehlerfrei arbeiten, wenn wir unseren Job behalten wollen. Aber diese dämlichen Meteorologen genießen buchstäblich Narrenfreiheit. Die können sagen, was sie wollen. Niemand nimmt sie ernst, und wenn ihre Prognose nicht stimmt, werden sie höchstens belächelt, und man sagt: Na ja, was will man denn von denen? Die konnten's ja noch nie besser.«

»Dabei war noch bis vor einer halben Stunde herrlichster Sonnenschein«, sagte der Wirt.

»Kein Mensch sah das Unwetter herankommen«, brummte Dennis Hutton, der Gast. »Es schien sich erst über Torceston zusammengebraut zu haben.«

»Kommt dir das nicht ein wenig seltsam vor?« fragte der Wirt und leckte sich nervös die wulstigen Lippen.

»Seltsam ist nicht der richtige Ausdruck«, meinte Dennis Hutton. »Mir ist das schon eher unheimlich.«

»Ja, unheimlich. Du hast recht. Hör mal. Die Glocke im alten Kirchturm läutet.«

Hutton blickte den Wirt verwundert an. »Ich denke, sie ist kaputt.«
Der Wirt nickte. »Das ist sie auch, und ich weiß sicher, daß sie niemand repariert hat.«
»Wie kann sie dann läuten?«
»Wenn du mich fragst, ist das nur möglich, wenn die Hölle ihre Hand im Spiel hat«, versetzte der Wirt und bekreuzigte sich.
Als die Bestie das sah, zuckte sie wie unter einem Stromstoß zusammen. Das Zeichen des Kreuzes war ihr verhaßt. Murdock Vidor hob die Hand.
Er war ein großer, kräftiger Mann mit breiten Schultern und finsterem Blick. »Ich möchte zahlen!« rief er.
»Komme sofort«, sagte der Wirt. Und leise meinte er zu Dennis Hutton: »Hast du dir den schon mal genau angesehen?«
»Ja«, entgegnete der Gast ebenso leise. »Ein finsterer Bursche.«
»Mit dem ist nicht gut Kirschen essen, das sag' ich dir.«
»Kennst du ihn?«
»Nein, ich habe ihn noch nie gesehen. Er schneite herein, als das Gewitter losging.«
»Wie ein Verbrecher sieht er aus«, sagte Hutton.
»Vielleicht ist er einer. Dartmoor ist nicht weit.«
»Du meinst, er könnte aus dem Zuchthaus geflohen seih?«
»Möglich wär's. Es kommt schon hin und wieder vor, daß denen ein paar schwere Jungs ausrücken.«
»Zumeist kommen die aber nicht weit«, sagte Hutton.
»Ja, aber manche schaffen es.«
»Und einige verirren sich rettungslos im Moor.«
Der Wirt begab sich zum Tisch der Bestie. Vidor hatte einen Krug Mischbier getrunken. Der Wirt nannte den Preis, die, Bestie bezahlte.
»Sie haben doch nicht etwa die Absicht, jetzt zu gehen, Sir«, sagte der Wirt.
»Doch«, sagte Murdock Vidor knapp.
»Aber es schüttet, daß eine Ente ertrinken kann.«
»Mich stört der Regen nicht.«
»Und die Blitze? Wenn einer Sie erschlägt?«
»Mir macht das Feuerwerk der Natur keine Angst. Selbst wenn mich ein Blitz treffen würde, würde ich das überleben«, behauptete die Bestie.
Vidor sagte die Wahrheit, doch der Wirt hielt ihn für einen lächerlichen Angeber. Die Bestie erhob sich.
»Also, ich würde an Ihrer Stelle noch etwas bleiben«, bemerkte der Wirt. »Warum warten Sie das Ende des Gewitters nicht ab? Es dauert bestimmt nicht mehr lange.«
Murdock Vidor sagte nichts darauf. Er blickte den dicken Mann nur mit seinen stechenden, durchdringenden Augen an, und dieser zog

sich sofort hinter die Theke zurück.

Die Bestie verließ das Wirtshaus.

»Er ist verrückt«, sagte der Wirt. »Weißt du, was er behauptet hat? Er würde es überleben, wenn der Blitz in ihn einschlägt.«

»Er würde wie ein riesiges Glühwürmchen aufleuchten und vergehen«, sagte Dennis Hutton grinsend.

»Ich sage dir, der Kerl hat irgend etwas auf dem Kerbholz. Hätte er es sonst so eilig, von hier fortzukommen?« Der Blick des Wirts wanderte zum Wandtelefon. »Ob ich der Polizei einen Tip geben soll?«

»Willst du Unannehmlichkeiten haben?« fragte Hutton.

»Wieso denn Unannehmlichkeiten?« fragte der Wirt erschrocken zurück.

»Stell dir vor, der Bursche hat wirklich etwas ausgefressen. Die Bullen jagen ihn, kriegen ihn aber nicht, er erfährt, wer sie auf ihn gehetzt hat… Was denkst du, wird dann wohl passieren?«

Der Wirt schluckte trocken. »Du hast recht. Ich kümmere mich besser um meinen eigenen Kram. Soll diesen unheimlichen Gesellen der Teufel holen.«

Dieser fromme Wunsch des Wirts konnte jedoch nicht in Erfüllung gehen, denn die Bestie war gewissermaßen der Teufel. Zumindest aber war Murdock Vidor ein Wesen aus der Hölle!

***

Ich saß in meinem weißen Peugeot 504 TI und lutschte ein Lakritzenbonbon. Neben mir saß der PSI-Professor Bernard Hale, ein großer kräftiger, ernster Mensch, von dem ich wußte, daß er seine Arbeit mit beispielhafter Gewissenhaftigkeit erledigte.

Doch er beschränkte sich nicht nur darauf, seine Schüler in die diversen Grenzwissenschaften einzuführen, er lebte auch privat mit der Parapsychologie.

Es war ihm nach mühevoller, jahrelanger Arbeit gelungen, eine Methode zu entwickeln, die es ihm erlaubte, mit einer gewissen Wahrscheinlichkeit zu berechnen, an welchem Ort sich böse Konzentrationen aufbauen konnten.

Er brauchte dazu viele Multiplikatoren, die er in der Vergangenheit fand, denn wenn es irgendwann einmal irgendwo eine höllische Konzentration gegeben hatte, war mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit damit zu rechnen, daß die schwarze Macht auf diesen Ort zurückgriff.

Beachtete und beobachtete man in diesem Hinblick verschiedene Konstellationen, baute man die gewonnenen Fakten in die komplizierten Berechnungen ein, dann resultierten daraus hin und wieder verblüffende Ergebnisse.

Auf diese Weise hatte Bernard Hale schon mehrmals herausgefunden,

wo die Hölle als nächstes zuschlagen wollte, und es war ihm bereits mehrmals gelungen, eine solche Aktivität noch im letzten Moment zu verhindern.

Ausgerüstet war der Professor zumeist mit mehreren Dämonenbannern, einer Gnostischen Gemme und einem Pendel, das ihm schwarzmagische Ströme anzeigte.

Und begleitet wurde Hale stets von seinem Lieblingsschüler Chao Kai. Das war ein junger Chinese, der seit acht Jahren in London lebte und Bernard Hale wie einen kleinen Gott verehrte.

Chao Kai war mittelgroß, natürlich schwarzhaarig, wie es ein wasch- und kochechter Chinese zu sein hat, war muskulös und betrieb in seiner Freizeit, wenn er Sie nicht beim Professor verbrachte, sehr viel Sport, vor allem Karate.

Zweimal hatte ich mit den beiden schon einen Fäll gelöst, [1] und nun waren wir wieder einmal zusammen. Wir waren bemüht, die freundschaftliche Beziehung, die uns seit mehr als einem Jahr verband, aufrechtzuerhalten.

Leider hatten wir alle viel zuwenig Zeit, um öfter zusammenzukommen, aber wenn es sich einrichten ließ, lud ich Professor Hale und Chao Kai in mein Haus ein, oder ich besuchte den PSI-Professor in seinem Heim.

Er wirkte knochentrocken und todernst, dieser sympathische Parapsychologe, war es jedoch nicht. Vor allem Lance Selby – unser Freund und Nachbar, ebenfalls ein Parapsychologe – freute sich über diese Bekanntschaft, und er führte mit Bernard Hale viele endlose Diskussionen.

Hale wirkte ein bißchen tolpatschig; jedenfalls machte er auf mich diesen Eindruck. Seine Steifheit hatte etwas Hilfloses an sich, doch ich hatte den PSI-Professor schon kämpfen gesehen und wußte, daß er sich sehr gut verteidigen konnte, wenn er angegriffen wurde.

Mit Chao Kai hatte ich in letzter Zeit einige Jogging-Runden im Hyde Park gedreht, und er hatte mir einige Karatetricks beigebracht, die ich noch nicht kannte.

Wir verstanden uns sehr gut, und wir duzten uns seit kurzem.

Es hatte sich einfach ergeben. Wer damit angefangen hatte, weiß ich heute nicht mehr.

Hale war zehn Jahre älter als ich. Vermutlich siezte ich ihn deshalb immer noch. Das Angebot, ihn zu duzen, hätte von ihm kommen müssen, doch daran dachte er nicht.

Nicht deshalb, weil er zu hochnäsig war, sondern einfach deshalb, weil es ihm nicht in den Sinn kam.

Ich hatte Bernard Hale heute vormittag angerufen und mich erkundigt, ob ich mal auf einen Sprung vorbeikommen dürfe.

»Selbstverständlich, Tony«, hatte der Parapsychologe erwidert.

»Sie wissen, daß Sie in meinem Haus jederzeit willkommen sind.«
So war ich eine halbe Stunde später bei ihm eingetrudelt, und ich hatte mich gefreut, daß auch Chao Kai anwesend war. Mir fiel auf, daß die beiden in einer Aufbruchsstimmung waren.
»Habt ihr vor, zu verreisen?« fragte ich, auf das Gepäck weisend, das neben der Tür stand.
»Ja«, sagte Hale.
»Menschenskind, und da sagen Sie mir am Telefon nicht, ich solle ein andermal kommen?«
»Das kann ich doch nicht. Wie würde das denn aussehen? Es würde mir niemals einfallen, Sie dermaßen vor den Kopf zu sto- ßen, Tony.«
»Ich wette, Sie haben die Abreise meinetwegen verschoben.«
»Ach was, wir freuen uns, Sie zu sehen. Nicht wahr, Chao Kai?«
Der Chinese nickte. »Wir freuen uns sehr.«
»Das darf wohl nicht wahr sein«, sagte ich und setzte mich.
»Wohin soll die Reise denn gehen?«
»Dartmoor«, sagte Bernard Hale.
Ich grinste. »Ins Zuchthaus? Habt ihr beide etwas ausgefressen?«
»Wenn ich das Ziel der Fahrt präzisieren wollte, müßte ich Torceston sagen«, bemerkte der Parapsychologe. »Aber das kennen Sie vermutlich nicht.«
»Wer sagt das?« erwiderte ich. »Ich kenne mich in dieser Gegend sehr gut aus. Kennen Sie Bodmoor?«
»Ich glaube, das ist ein Nachbarort von Torceston.«
»Sehen Sie, und dort war ich vor einem halben Jahr ziemlich aktiv.«
»Tatsächlich?«
Ich nickte. »Phorkys schuf in dieser Gegend einen Zyklopen namens Zakatta. Ich kämpfte gegen ihn und die Mitglieder der Zyklopensekte. Es war nicht leicht, Zakatta für immer zur Hölle zu schicken… Was führt Sie nun nach Torceston?«
»Möchten Sie einen Drink?« fragte der Parapsychologe, statt auf meine Frage zu antworten. Manchmal war er sehr sprunghaft.
Ich schüttelte den Kopf. »Ist noch zu früh für mich.«
»Einen kleinen Pernod? Das ist doch Ihr Lieblingsgetränk, oder? Die Flasche wartet seit Wochen auf Ihren Besuch.«
»Ich komme ein andermal wieder. Dann machen wir sie zusammen leer, okay?«
»Wie Sie wollen.«
»Was wollen Sie in Torceston, Bernard? Dort bellen die Hunde mit dem Schwanz.«
»Ich habe mal wieder eine Berechnung angestellt… Chao Kai, würden Sie bitte das Buch bringen?«
»Sofort, Professor.« Der Chinese entfernte sich, während Bernard Hale seine komplizierten Skizzen und Berechnungen auf dem Tisch

ausbreitete.

Ehrlich gesagt, ich tappte noch im dunkeln. Chao Kai brachte ein altes Buch mit vergilbten Blättern. Er legte es neben die Unterlagen des Parapsychologen und schlug es auf.

Nachdem er kurz geblättert hatte, fiel mein Blick auf eine Federzeichnung, die mich sofort in ihren Bann schlug. Unter der Zeichnung stand: »Das Schädelhaus im Todesmoor«.

Ich sah einen riesigen steinernen Todesschädel inmitten einer unheimlichen Moorlandschaft, umwallt von düsteren Nebeln. Der Schädel war ein Haus mit einer Tür und mit vergitterten Augen, den Fenstern.

»Wer darin gern wohnt, der kann geistig nicht ganz gesund sein«, sagte ich.

»Dieses Haus stand einst in der Nähe von Torceston«, sagte Hale.

»Stand?«

»Es verschwand eines Tages. Die Menschen behaupteten, es wäre im Sumpf versunken. Das Moor trocknete aus, die Stätte verlor ihr Grauen.«

»Wer wohnte in diesem Schädelhaus?« wollte ich wissen.

»Ein grausamer Schwarzblütler namens Murdock Vidor. Man nannte ihn auch die Bestie. Er war in der Lage, sich in ein schreckliches Ungeheuer zu verwandeln.«

»Ein Glück für die Menschen, die in Torceston leben, daß seine Ära zu Ende ging«, meinte ich.

»Ja, aber nun soll sie wieder anbrechen«, sagte Bernard Hale ernst.

Mir rieselte es kalt über den Rücken. »Haben das Ihre Berechnungen ergeben?«

Der Parapsychologe nickte. »Das ist der Grund, weshalb wir uns in der Nähe von Torceston umsehen wollen, Tony. Meinen Berechnungen zufolge ist die Konstellation des schwarzen Gestirns ungemein günstig für Vidors Rückkehr. Wenn wir es nicht verhindern, wird die Bestie bald wieder ihr grausiges Unwesen treiben.«

Ich lächelte. »Sie haben doch nicht etwa die Absicht, ohne mich nach Torceston zu fahren, Bernard.«

Der PSI-Professor blickte mich überrascht an. »Sie möchten mit uns kommen?«

»Darf ich?«

»Damit würden Sie uns eine große Freude machen, Tony«, sagte Bernard Hale mit einer Überschwenglichkeit, zu der er sich nur ganz selten hinreißen ließ.

Ich wußte diesen außergewöhnlichen Gefühlsausbruch zu schätzen. »Wir brechen sofort auf!« entschied ich. »Und wir fahren mit meinem Wagen.«

Hale und Chao Kai waren damit einverstanden. Der Chinese schlug

mir auf die Schulter und sagte breit grinsend: »Großartig, daß du mitmachst, Tony.«

»Ich kann euch doch nicht allein herumwursteln lassen. Am Ende frißt euch die Bestie noch.«

»Mit mir würde sie keine Freude haben. Ich würde ihr im Magen liegenbleiben… Sieh her, was ich habe, Tony.« Chao Kai griff in die Tasche seiner Jacke und brachte mehrere silberne Wurfsterne, die die Form eines Drudenfußes aufwiesen, zum Vorschein. Er blickte den Professor an. »Darf ich?«

Hale nickte. Ich sah kaum, wie Chao Kai die Hand bewegte. Ein Wurfstern flitzte durch den Raum und hackte in das Holz der Tür.

»Damit kann ich Werwölfe, Vampire und Ghouls töten«, sagte Chao Kai stolz. »Und bestimmt auch etliche andere Schwarzblütler.«

»Großartig, diese Wurfsterne«, sagte ich beeindruckt. »Woher hast du sie?«

»Ich ließ sie anfertigen«, sagte Bernard Hale. »Wenn Sie auch welche haben möchten, brauchen Sie es mir nur zu sagen, Tony.«

»So etwas wäre nicht schlecht…«

Hale nickte. »Ich hab's in meinem Kopf notiert.«

Wir verließen das Haus des Parapsychologen. Chao Kai und Hale stellten ihr Gepäck in den Kofferraum meines Peugeots. Ich klappte den Kofferraumdeckel zu und sagte: »Nun fahren wir noch kurz bei mir zu Hause vorbei, und dann kann uns nichts mehr aufhalten.«

Mein Haus in der Chichester Road, Nummer 22, war verwaist.

Ich traf niemanden an, dem ich hätte sagen können, was ich vorhatte. Vicky Bonney, meine Freundin, war nicht zu Hause. Auch Roxane und Mr. Silver nicht.

Also hinterließ ich auf einem Zettel eine Nachricht, packte in meine Reisetasche, was ich brauchte, und kehrte zu meinem Wagen zurück.

Die Fahrt nach Torceston begann…

Und nun hatten wir unser Ziel schon fast erreicht. Ich war gespannt wie ein Regenschirm, was uns in dem kleinen Dorf beziehungsweise dahinter erwartete.

***

Der Blitz zerfetzte das Grau des Tages und hieb mit einer solchen Urgewalt in die alte Eiche, daß der gleißende Lichtkeil sie spaltete.

Mit einem Knall barst sie auseinander, und eine der beiden Hälften krachte dumpf auf die Straße, die nach Torceston führte.

Beim Aufflammen des Blitzes zuckte Fanny Burnett zusammen, und im nächsten Augenblick stieß sie einen heiseren Warnschrei aus.

»Verdammt!« machte sich Ned Burnett, ihr Bruder, Luft. »Bist du wahnsinnig, mich so zu erschrecken?«

»Der Baum!« schrie Fanny. »Er fällt auf die Straße!«

»Shit!« zischte Ned und trat auf die Bremse. Er hatte abgesetzt bremsen müssen. Es war falsch, den Fuß einfach gegen das Pedal zu stemmen.

Dadurch schien das Auto Kufen zu bekommen. Es rutschte, kaum langsamer werdend, auf das Hindernis zu.

»O Gott! Großer Gott!« kreischte Fanny Burnett und schlug die Hände vors Gesicht.

Die gefällte Eichenhälfte schien immer größer zu werden, je näher der Wagen an sie herankam. Ned schlug auf das Lenkrad.

»Verfluchte Mistkarre! Bleib stehen! So bleib doch endlich stehen!«

Aber das Fahrzeug gehorchte natürlich nicht. Der Baum stoppte es. Die Schnauze tauchte in das Gewirr von Blättern, Zweigen und Ästen ein. Es gab einen satten Knall. Fanny wurde nach vorn geworfen. Sie hatte den Sicherheitsgurt nicht angelegt. Auch Ned fuhr immer ohne den Gurt.

Er konnte einen Großteil der Aufprallwucht mit den Armen abfangen, während Fanny gegen die Frontscheibe stieß, die zum Glück aber ganz blieb.

Der Motor starb ab, und Ned Burnett zitterten die Knie. Er wandte sich zur Seite. Fanny hielt sich mit beiden Händen die Nase. Ned sah Blut auf ihr Kleid tropfen.

»Himmel, Fanny…!«

»Gib mir bitte dein Taschentuch, Ned.«

»Ja, natürlich. Hier. Ist es schlimm, Fanny? Hast du dir sehr wehgetan? Ist das Nasenbein gebrochen?«

»Ich glaube nicht«, antwortete Fanny Burnett und tupfte sich das aus der Nase fließende Blut ab.

»Laß sehen. So laß doch mal sehen.« Ned zog die Hände seiner Schwester mit sanfter Gewalt nach unten. »Leg den Kopf auf die Nackenstütze.«

Ihr Gesicht war blutverschmiert. Zum Erschrecken sah Fanny Burnett aus. Ned tastete vorsichtig über ihre Nase. Er nahm ihr sein Taschentuch aus den Fingern und wischte das viele Blut von ihrem Gesicht ab.

»Ist nicht so schlimm«, stellte er erleichtert fest. »Glück im Unglück.«

»Du bist wie immer zu schnell gefahren.«

»Quatsch, ich bin doch nicht zu schnell gefahren.«

»Doch, Ned.«

»Ich fahre immer so. Ich kenne die Strecke. Mit verbundenen Augen könnte ich sie fahren. Hör mal, du kannst mich doch nicht dafür verantwortlich machen, daß der Blitz die Eiche gespalten hat. Das ist höhere Gewalt, dagegen kann man nichts tun.«

Höhere Gewalt! Damit hatte er recht. Es war Atax, die Seele des Teufels, gewesen, der den Blitz in die Eiche geschleudert hatte. Er

wollte das Fahrzeug stoppen, und es war ihm gelungen.
»Du hättest nichts abgekriegt, wenn du angegurtet gewesen wärst«, sagte Ned Button.
»Ich hasse es, angeschnallt zu sein. Du verzichtest doch auch immer auf den Gurt.«
»Es geht jetzt nicht um mich, sondern um dich. Mir ist ja nichts passiert.«
»Eine Argumentation hast du… Haarsträubend.«
»Sag mal, willst du mit mir streiten? Das kann ich jetzt gerade noch gebrauchen. Der Wagen im Eimer, es schüttet, als wär's die Sintflut, und du ärgerst mich auch noch.«
Fanny blutete ihm das ganze Taschentuch voll. Sie tupfte und wischte, tupfte und wischte so lange, bis die Nase zu bluten aufhörte.
Heftige Sturmböen schüttelten das Fahrzeug. Schwere Regenschleier prasselten auf den Wagen. Blitze wechselten sich in rascher Aufeinanderfolge mit Donnern ab.
Wahre Sturzbäche überfluteten die Straße. Von solchen Unwettern hatte Ned Burnett bisher immer nur gelesen. Und nun steckte er mittendrin.
Er hatte für Sekunden eine grauenvolle Vision: Ein anschwellender Fluß – das Wasser überflutete die Straße, stieg immer höher, drang in das Fahrzeug ein, er und seine Schwester drohten zu ertrinken…
»Ich muß den Wagen flottkriegen!« keuchte Ned. Er griff zum Startschlüssel und drehte ihn. Der Anlasser wollte zwar, konnte aber nicht so recht.
»Da schleift etwas«, sagte Fanny.
»Das höre ich selbst!« schnauzte Ned seine Schwester an.
»Was ist denn das für ein Ton?« biß sie zurück.
»Entschuldige. Ich bin nervös. Kannst du das nicht verstehen?«
»Wenn du nicht so gerast wärst, hättest du den Wagen noch rechtzeitig zum Stehen gebracht.«
»Fang nicht wieder damit an!« erwiderte Ned Burnett wütend.
Er öffnete die Tür und der Wind riß sie ihm aus der Hand. Er stieg aus. Dicke Regentropfen schienen ihn erschlagen zu wollen. Er fluchte.
»Mach die Tür zu!« schrie Fanny. Er versetzte der Tür einen Tritt.
»O Gott, was für ein Tag!« Zornig kämpfte er sich durch das klatschnasse Gewirr aus Blättern und Zweigen.
Der Baum schien zu leben. Die Blätter schlugen ihn immer wieder ins Gesicht. Er schlug zurück, packte sie, riß sie ab und schleuderte sie auf die Fahrbahn.
Sofort waren neue Blätter da, die ihn ärgerten. Er stemmte sich gegen die Eichenhälfte, konnte sie jedoch keinen Millimeter vom Fleck bewegen.
Zweige und Blätter zurückdrückend, besah er sich den Schaden.

Beide Scheinwerfergläser waren kaputt, aber das hatte keinen Einfluß auf die Fahrtüchtigkeit des Wagens.

Ned konnte sie billig austauschen. Er verstand etwas davon.

Daß die Kühlermaske eingedrückt war, störte ihn auch nicht sonderlich.

Was Ned Burnett beunruhigte, war dieser dicke abgebrochene Ast, der sich neben dem Kühlergrill durch das Blech gebohrt hatte. Naß und schwarz glänzte die Rinde, weiß schimmerte das abgesplitterte Holz.

Der verdammte Ast war schuld daran, daß sich der Anlasser nicht richtig drehen konnte.

Ich muß den Wagen ein Stück zurückschieben! dachte Ned.

Er stemmte sich sofort dagegen und drückte keuchend. Das Fahrzeug rührte sich nicht. Ned hätte Hilfe gebraucht. Von seiner Schwester war jedoch keine zu erwarten.

Er drehte sich um, setzte einen Fuß an den Baum, preßte den Rücken gegen die Fahrzeugschnauze, griff unter die deformierte Stoßstange, drückte und wippte gleichzeitig.

Sein Gesicht rötete sich, und die Anstrengung ließ die Adern an seinem Hals anschwellen. Ned war kräftig, und die Wut verlieh ihm zusätzliche Kräfte, und so schaffte er es schließlich, das Auto einen Meter zurückzuschieben.

Er holte den Wagenheber aus dem Kofferraum, öffnete die gestauchte Motorhaube und setzte den Heber im Bereich des Motorraums an. Langsam drehte er. Das Bleck knackte und bewegte sich. Die Schnauze wanderte mehr und mehr nach vorn.

»So«, stieß Ned Burnett atemlos hervor. »Das müßte reichen.«

Er verstaute den Wagenheber wieder im Kofferraum und klappte die Motorhaube zu. Dann ließ er sich triefnaß und ächzend hinter das Lenkrad fallen.

Fannys Hinterkopf ruhte immer noch auf der Nackenstütze. Ned sah seine Schwester kurz an. »Bist du wieder einigermaßen okay?«

»Ich erhole mich langsam wieder.«

»Fein… Es tut mir leid, daß das passiert ist, Fanny. Vielleicht bin ich tatsächlich ein bißchen zu schnell gefahren.«

»Es ist nicht mehr ungeschehen zu machen.«

»Der Motor wird gleich wieder laufen«, versprach Ned. »Wir sind bald zu Hause.«

»Dieses Gewitter ist mir unheimlich.«

»Mach dir keine Sorgen, ich bin bei dir. Dein großer Bruder paßt auf dich auf. Es kann dir nichts passieren.« Er griff nach dem Zündschlüssel und schloß die Augen.

Herr im Himmel, dachte er, tu was für uns. Laß den Motor wieder laufen.

Er drehte den Schlüssel, und der Anlasser warf den Motor an.

Ein kurzes Tuckern, der Wagen schüttelte sich, als wollte er etwas abwerfen, das ihn behinderte, und dann lief der Motor klaglos rund.

Ned lachte. »Na, Schwester, was sagst du dazu? Wir sitzen nicht mehr fest! Wir können die Fahrt fortsetzen!«

»Wieso denn? Die Eiche liegt doch immer noch auf der Straße.«

»Wen stört die denn? Wir fahren einfach um sie herum.«

Das stellte sich Ned Burnett allerdings leichter vor, als es war.

Das Fahrzeug wippte durch den seichten Straßengraben, Steine, Bäume und bucklige Bodenerhebungen machten es jedoch unmöglich, das Hindernis engräumig zu umfahren.

Die landschaftlichen Gegebenheiten drängten das Geschwisterpaar weit ab. Das Fahrzeug rumpelte und schaukelte durch den Wald. Zum Glück standen die Bäume nicht so dicht beisammen, daß das Auto dazwischen nicht durchkam.

»An diese Fahrt werde ich ewig denken«, knurrte Ned Burnett, während er gespannt durch die Frontscheibe blickte. Die Scheibenwischer tickten unruhig.

Fanny hielt sich am Armaturenbrett fest, um nicht so stark hin und her geschüttelt zu werden. »Ich weiß nicht«, sagte sie unsicher. »Vielleicht sollten wir nicht mehr weiterfahren, Ned.«

»Zurück können wir nicht.«

»Wieso nicht? Der Wagen hat doch auch einen Rückwärtsgang.«

»Denkst du, ich will einen steifen Hals kriegen? In dieser Wildnis ist es unvergleichlich schwieriger, zurück als nach vorn zu fahren.«

»Dann versuch wenigstens, die Straße zu erreichen.«

»Was glaubst du denn, was ich die ganze Zeit tue?«

»Wir haben uns mindestens einen Kilometer von der Straße entfernt.«

»Es ging nicht anders, du hast es ja gesehen.«

»Wir werden in diesem Wald steckenbleiben.«

»Meine Herren, kannst du einem den Nerv töten. Verdammt noch mal, warum hältst du nicht den Mund?«

»Ich werde doch noch etwas sagen dürfen!«

»Nein, darfst du nicht. Warum übernimmst du nicht das Steuer und läßt mich meckern?«

»Du hast dich verfahren! Du hast die Orientierung verloren! Gib's zu! Jetzt soll ich weiterfahren, weil du nicht mehr zur Straße zurückfindest.«

»Unsinn, ich weiß noch ganz genau, wo wir sind und wohin ich fahren muß.«

»Ich glaube dir nicht, Ned.«

»Ist mir egal. Sei endlich still. Du machst mich ja völlig verrückt.«

Der Wagen hüpfte über eine dicke Wurzel, sackte vorne ab, saß auf, und die Antriebsräder drehten sich heulend durch.

»Auch das noch!« sagte Ned Burnett und war nahe am Verzweifeln. Zum Glück sagte seine Schwester nichts mehr, sonst wäre er vor Wut explodiert.

Als dann aber ein weiterer Blitz aufflammte, stieß Fanny Burnett einen heiseren Entsetzensschrei aus. Mit zitternder Hand wies sie nach vorn.

»Ned! Hast du's gesehen?«

»Nein. Was?«

»Ein… ein spiegelndes Ungeheuer. Zwischen den Bäumen stand es und blickte zu uns her.«

»Quatsch, es gibt keine Ungeheuer.«

»Es war aber ganz deutlich zu sehen!«

»Eine Täuschung. Ein Reflex des Blitzes im Regen.«

»Nein, Ned, es war ein furchtbares Scheusal.«

»Na schön, du hast ein Ungeheuer gesehen, Fanny. Das kratzt mich nicht. Ich fürchte mich nicht.«

Fanny hatte Atax gesehen, und ihr Bruder hätte gut daran getan, ihr zu glauben.

***

Strahlender Sonnenschein begleitete uns auf der Fahrt nach Torceston. Der Himmel war herrlich blau; die Schwalben flogen so hoch, daß man sie nur als kleine schwarze Punkte erkennen konnte.

Unsere Laune war ausgezeichnet. Sie würde sich aber verschlechtern, wenn wir Torceston erreicht hatten, denn dann würde für uns mal wieder der sogenannte Ernst des Lebens beginnen.

Wenn Bernard Hale mit seinen Berechnungen richtig lag, wartete hinter Torceston ein hartes Stück Arbeit auf uns. Es ist niemals leicht, ein Vorhaben der schwarzen Macht zu vereiteln.

Wir konnten nur hoffen, daß sich die gefährlichen Aktivitäten noch nicht voll entfaltet hatten, daß sie sich noch im Anfangsstadium befanden.

Ich mußte meinen Freunden von meinen letzten Abenteuern erzählen. Sie hörten sich gespannt an, was ich zu berichten hatte.

Ich sprach von den Schwierigkeiten, die wir mit unserem einstigen Freund Frank Esslin hatten, der zum Söldner der Hölle geworden war.

Er besaß gefährliche Höllenpillen, mit denen er aus Menschen Monster machen konnte. Nachdem wir Rufus vernichtet hatten, tauchte Frank Esslin unter und kam eine Weile nicht zum Vorschein.

In New York, in seinem Haus, tauchte er schließlich wieder auf, und ich jettete sofort hinüber, um ihn mir zu schnappen. Beinahe hätte ich es geschafft.

Aber der Söldner der Hölle hatte sich mit der Dämonin Yora verbündet, und die beiden flohen in die Vergangenheit, ehe ich ihnen

gefährlich werden konnte.

Ich folgte ihnen und landete im 17. Jahrhundert, in der Zeit der amerikanischen Inquisition, wurde von Stockard Ross, dem dämonischen Hexenjäger, gepeinigt und mußte gegen Vampire kämpfen.

Erst in der Endphase des Kampfes stieß Mr. Silver zu mir, und er ermöglichte mir die Rückkehr in mein Jahrhundert. Aber unsere Abreise nach London verschob sich, denn Radheera, ein Mitglied der Grausamen 5, sorgte in der Metropole am Hudson River für Aufregung.

Leider konnten wir nur verhindern, daß er unschuldige Menschen zu seinen Sklaven machte und in die Jenseitswelt Coor mitnahm.

Einmal, vor sechs Monaten, war es ihm gelungen, doch diesmal machten wir ihm einen Strich durch die grausame Rechnung. Als wir endlich wieder in London waren, hatte Roxane für uns eine riesengroße Überraschung.

Sie platzte gleich auf dem Heathrow Airport damit heraus. »Du hast einen Sohn!« eröffnete sie dem perplexen Ex-Dämon.

»Einen Sohn?« fragte Bernard Hale überrascht. Er glaubte anscheinend, sich verhört zu haben. »Mr. Silver hat einen Sohn?«

Ich nickte. »Das ist ein Hammer, was?«

»Aber… Ich meine… Wie…?«

»Diese Neuigkeit warf selbst den sonst so standfesten Mr. Silver aus den Schuhen.«

»Er wußte nichts von einem Sohn?«

Ich schüttelte den Kopf. »Nicht die blasseste Ahnung hatte er.«

»Wie ist das denn möglich? Wenn er der Vater ist, müßte er doch eigentlich… Wer ist die Mutter? Roxane? Hat sie ihm ein Baby geboren?«

Ich schüttelte abermals den Kopf. »Nein, Roxane ist nicht die Mutter, und es handelt sich auch nicht um ein Baby, sondern um einen erwachsenen Silbermann.«

»Von dem müßte Mr. Silver doch wissen.«

»Ja, sollte man glauben, aber manchmal geht auch das Schicksal von Dämonen seltsame Wege. Silver II wurde ohne Wissen seines Vaters geboren.«

»Wer ist denn nun die Mutter von Silver II?« fragte der PSI-Professor gespannt.

»Eine Hexe namens Cuca«, antwortete ich. »Er war mit ihr nur kurze Zeit beisammen, wollte, daß sie dem Bösen abschwor, und sie war auch bereit, es zu tun. Aber Cuca war sehr wankelmütig, und Mr. Silver konnte sich auf keines ihrer Versprechen verlassen. Ihre Abkehr vom Bösen währte nicht lange. Sie wurde rückfällig. Zwei Gründe sollen dafür maßgebend gewesen sein: Erstens soll ihr Asmodis mehr

Macht angeboten haben, und zweitens soll sie Angst vor Mago gehabt haben. Sie kehrte in die Reihen der Schwarzblütler zurück, verriet Mr. Silver und er mußte fliehen. Später hörte er, daß Cuca von einer Dämonengruppe gefangengenommen und getötet worden war. Doch nun stellte sich heraus, daß das nicht stimmte. Cuca lebt noch. Sie gebar damals einen Jungen… Mr. Silvers Sohn. Und sie erzog ihn nach den Gesetzen des Bösen.«

»Das zu erfahren, muß für den Ex-Dämon ein harter, schmerzhafter Schlag gewesen sein«, sagte Chao Kai.

»Da hast du allerdings recht«, bestätigte ich dem Chinesen.

»Mr. Silver ist zur Zeit ziemlich geknickt.«

»Woher hat Roxane all die sensationellen Neuigkeiten?« wollte Bernard Hale wissen.

»Sie befand sich auf der Suche nach Loxagons Grab.« Ich brauchte nicht näher auf den toten Dämon einzugehen. Der PSI-Professor wußte, von wem ich sprach. »Das Grab fand sie zwar nicht, dafür stieß sie aber auf diese Informationen.«

»Was wird nun geschehen?« fragte Hale.

»Sie können sich vorstellen, daß es für Mr. Silver im Augenblick nichts Wichtigeres gibt, als seinen Sohn zu finden.«

»Weiß Roxane, wo sich Silver II befindet?«

»Leider nein. Die beiden wollen versuchen, die Spur des Silbermanns mit Cucas Hilfe zu finden. Silver II trennte sich in jungen Jahren von seiner Mutter. Es ist fraglich, ob sie überhaupt weiß, wo er heute lebt.«

»Und wo lebt Cuca?«

Ich lächelte matt. »Auch das wissen Roxane und Mr. Silver noch nicht. Aber sie werden alle Anstrengungen unternehmen, um es herauszufinden.«

Bernard Hale fuhr sich mit der Hand über die Augen. »Ich weiß nicht, ob man es Mr. Silver wünschen soll, daß er seinen Sohn findet.«

»Wieso nicht?« fragte ich.

»Stellen Sie sich die Situation vor, Tony. Die beiden begegnen sich – als Feinde. Vater und Sohn – erbitterte Gegner.«

»Wenn es bei Dämonen auch so etwas wie die Stimme des Blutes gibt, müßten die beiden sämtliche Schwierigkeiten ausräumen und zueinanderfinden können«, sagte ich.

»Ich hoffe, daß es dazu kommt«, sagte Hale.

»Es muß damit klappen, sonst geht Mr. Silver daran zugrunde«, erwiderte ich. »Sie können sich nicht vorstellen, wie weich der Kern unter der rauhen Schale meines Freundes ist. Seit er weiß, daß er einen Sohn hat, ist er wie ausgewechselt. Er spricht von nichts anderem mehr.«

»Was sagt Roxane denn dazu?« wollte Bernard Hale wissen.

»Sie liebt Silver.«
»Obwohl plötzlich ein Sohn da ist?«
»Das mit Cuca war vor ihrer Zeit. Mr. Silver lernte Roxane erst nach diesem Intermezzo kennen. Beide wußten nicht, daß die Beziehung nicht ohne Folgen blieb. Roxane wäre bereit, Mr. Silvers Sohn zu akzeptieren. Sie könnte ihn mehr lieben als seine eigene Mutter, die von ihm ja nichts wissen will.«
»Fragt sich nur, ob Silver II diese Liebe annehmen wird.«
»Das ist das Problem«, sagte ich. »Ich hoffe, wir werden es mit vereinten Kräften meistern.«
»He, Tony«, sagte Chao Kai hinter mir. »Sieh mal, über Torceston geht ein Unwetter nieder.«
Der Chinese hatte recht. Am Himmel hingen dunkelgraue Regenwolken, und wir sahen aus ihnen grelle Blitze rasen.
»Seltsam«, sagte Chao Kai. »Ringsherum strahlt die Sonne, während der Himmel über Torceston seine Eimer ausleert.«
Der Parapsychologe neben mir schüttelte langsam den Kopf.
»Das gefällt mir nicht.«
»Sie meinen, daran ist etwas faul, Bernard?« fragte ich.
»Ja, Tony, dabei geht es nicht mit rechten Dingen zu. Für mich ist das der erste Beweis dafür, daß meine Berechnungen stimmen. Die Hölle hat bereits losgelegt.«

***

Atax war mit dem, was er in die Wege geleitet hatte, zufrieden.
Er hatte das Schädelhaus aus der Tiefe der Erde hervorgeholt und das Todesmoor wiedererstehen lassen.
Er hatte Murdock Vidor die Rückkehr ermöglicht, die Eiche gespalten und Fanny und Ned Burnett in die Nähe des Schädelhauses dirigiert.
Er hatte die beiden Opfer gelenkt, ohne daß sie es merkten.
Weiter brauchte die Seele des Teufels nichts mehr zu tun. Alles andere würde sich von selbst ergeben.
Es störte Atax nicht, daß Fanny Burnett ihn gesehen hatte. Das Geschwisterpaar sollte Angst haben. Je mehr, desto besser. Aber er würde sich ihrer nicht selbst annehmen, sondern überließ sie der Bestie, die in ihr Jagdrevier zurückkehrte.
Obwohl Atax den Dingen von nun an ihren Lauf lassen wollte, würde er sich nicht in eine andere Dimension begeben, sondern in Murdock Vidors Nähe bleiben und sich an dem Schauspiel ergötzen, das der Schwarzblütler ihm bot.
Die Seele des Teufels verminderte die Heftigkeit des Gewitters geringfügig und sorgte dafür, daß der Wagen der Burnetts hier – weit von der Straße entfernt – rettungslos festsaß.
Atax hätte das Geschwisterpaar weiter lenken können, doch er wollte

sehen, was sie machten, wenn er ihnen die Möglichkeit einräumte, sich frei zu entscheiden.

***

»Was nun?« fragte Fanny. Sie blickte unentwegt dorthin, wo Atax gestanden hatte. Das spiegelnde Ungeheuer war nicht mehr zu sehen. Aber nichts konnte das Mädchen davon abbringen, daß dort ein Monster gestanden hatte.

»Das Unwetter läßt etwas nach«, sagte Ned Burnett. »Wir sollten versuchen, zu Fuß…«

Fanny schüttelte heftig den Kopf und erwiderte schrill: »Ich steige nicht aus! Keine zehn Pferde kriegen mich aus dem Wagen!«

»Hast du Angst, naß zu werden?«

»Der Regen würde mich nicht stören…«

»Die Blitze?«

»Auch nicht. Dieses Ungeheuer ist es…«

»Ach ja, das hab' ich schon wieder vergessen.«

»Laß diesen sarkastischen Ton, Ned!«

»Nun werd' mir nicht hysterisch, verdammt! Wir sitzen hier fest. Ohne Hilfe kommen wir von hier nicht weg. Also müssen wir uns etwas einfallen lassen. Oder willst du bis zum Jüngsten Tag im Wagen sitzen bleiben? Worauf willst du warten? Auf ein Wunder? Hier kömmt mit Sicherheit keiner vorbei, der uns entdeckt. Wir müssen uns selbst helfen.«

Fanny schüttelte heftig den Kopf. »Sag, was du willst, ich steige nicht aus!«

»Herrgott noch mal, jetzt reiß dich endlich zusammen, Fanny!«

sagte Ned Burnett gereizt. »Was soll denn das Gezeter? Das Gewitter macht dir Angst. Okay. Es gibt viele Mädchen und Frauen, die sich fürchten, wenn es blitzt und donnert. In deiner Aufregung bildetest du dir ein, ein Gespenst gesehen zu haben. Auch gut. Ich sage nicht, daß du spinnst. Ich verlange von dir nur, daß du tust, was ich von dir verlange.«

»Ich bleibe im Wagen!« stellte Fanny energisch fest.

»Na schön, dann bleibst du eben im Wagen, und ich gehe allein Hilfe holen.«

»Ned!«

»Ich hab's satt, mich mit dir herumzustreiten!« knurrte er und stieg aus.

»Ned, du… du läßt mich doch nicht wirklich allein.«

»Und ob ich das tue!«

»Du kannst mich doch nicht… Ich bin deine Schwester, Ned!«

»Ja, das auch, aber vor allem bist du eine schrecklich hysterische Ziege! Also was ist nun? Steigst du auch aus, oder bleibst du im

Wagen?«

»Du hättest nicht in den Wald fahren dürfen!«

»Danach habe ich dich nicht gefragt. Ich möchte wissen, wie du dich entschieden hast!« Er stand im strömenden Regen und wartete. Aber sie sah ihm an, daß er nur noch wenige Augenblicke zu warten gewillt war.

Dann würde er fortgehen und sie allein lassen. Allein in diesem unheimlichen Wald, in dem es ein grauenerregendes Ungeheuer gab. Was würde dieses spiegelnde Monster tun, wenn Ned nicht mehr hier war?

Würde es sie sich holen? Mit zitternder Hand griff Fanny nach dem Türöffner. Der Regen klatschte ihr ins bleiche Gesicht. Sie spürte es kaum.

Ned atmete auf. »Na endlich«, sagte er und streckte seiner Schwester die Hand entgegen. Sie ergriff sie. »Komm«, sagte er, und dann marschierten sie los.

Patschend und schmatzend hörten sich ihre Schritte an.

Schlamm spritzte hoch. Fanny stolperte immer wieder, doch Ned hielt sie so fest, daß sie nicht fallen konnte.

Kein Wort sagte sie mehr, aber in ihr Gesicht stand unverkennbar die Angst geschrieben. Fortwährend warf sie auch einen Blick zurück, denn sie war davon überzeugt, daß ihnen dieses spiegelnde Ungeheuer folgte.

Zu sehen war das Wesen allerdings nicht. Das ließ Fanny allmählich wieder zaghaft hoffen. Vielleicht schaffen wir es, dachte sie, den Tränen nahe. Vielleicht kommen wir durch.

»Wir müssen uns mehr rechts halten, Ned«, meinte sie nach einer Weile.

»Du möchtest wohl, daß wir im Kreis laufen.«

»Wenn wir hier weitergehen, kommen wir in das Gebiet, das man früher das Todesmoor nannte.«

»Ja, und wenn wir immer geradeaus weiterlaufen, erreichen wir auf dem kürzesten Weg Torceston.«

»Ich möchte nicht durch das Todesmoor!«

»Es ist doch kein Moor mehr.«

»Ich will aus einem anderen Grund nicht.«

»Wenn du noch mal damit anfängst, lasse ich dich hier einfach stehen und gehe meiner eigenen Wege!«

»Du bist ein Mistkerl. Rücksichtslos und egoistisch bist du.«

»Ach, halt die Klappe!«

»Ich brauche mir eine solche Behandlung von dir nicht gefallen zu lassen.«

»Nein, brauchst du nicht. Es steht dir frei, hinzugehen, wo du willst.«

»Na warte, du Scheusal, das zahle ich dir heim, wenn wir in

Torceston sind.«
»Ja, mach das mal«, erwiderte Ned Burnett gleichgültig.
Der Wald lichtete sich, und plötzlich blieb Fanny mit einem Ruck stehen. Sie riß die Augen entsetz auf und zog die Luft scharf ein.
»Zum Teufel, was…«, wollte Ned gleich wieder loslegen, da sah auch er, was seine Schwester so sehr erschreckt hatte.
»Das Schädelhaus«, preßte Fanny heiser hervor.
»Das gibt es also doch«, sagte Ned Burnett verblüfft. »Jetzt kann das Unwetter toben, solange es will. Dort drinnen sind wir davor geschützt.«
Fanny blickte ihren Bruder entgeistert an. »Bist du wahnsinnig? Du willst doch nicht im Ernst dieses verfluchte Horror-Haus betreten.«
»Warum denn nicht? Es ist leer. Es bietet uns Schutz. Wir werden ein Feuer machen und unsere Kleider trocknen.«
Wasserschleier umwehten das unheimliche Schädelhaus. Fanny spürte, daß es gefährlich war, es zu betreten.
Doch Ned zerrte seine Schwester mit sich. Sie sträubte sich bei jedem Schritt, aber was für eine andere Wahl hatte sie? Sollte sie allein hier draußen bleiben, wenn Ned das Haus betrat?
Er würde sich nicht davon abhalten lassen, das zu tun. Sie konnte ihm nur folgen oder ihn allein gehen lassen. Eine andere Möglichkeit gab es nicht.
Ein mächtiger Baum überragte das grauenerregende Gebäude, in dem einst Murdock Vidor gewohnt hatte, wie die Leute erzählten. Ned erwähnte diesen Namen.
»Vielleicht wohnt Vidor immer noch darin«, sagte Fanny.
»Es gibt ihn schon lange nicht mehr. Aber ein Irrer muß er schon gewesen sein. Einer, der normal ist, würde sich wohl kaum so ein Haus bauen. Es ist aus einem Felsen herausgeschlagen. Muß eine Mordsarbeit gewesen sein. Zuerst mußte er die abschreckende Totenfratze meißeln und nachher den Schädel innen aushöhlen, um darin wohnen zu können.«
Es blitzte, und die grellen Lichtreflexe tanzten auf der vom Wasser glänzenden Schädeldecke. Für einen Moment glaubte Fanny, in der Tiefe der schwarzen Augenhöhlen würde es glühen.
»Wenn wir da hineingehen, fordern wir unser Schicksal heraus, Ned«, warnte sie ihren Bruder.
»Murdock Vidor wird uns unser Eindringen verzeihen«, sagte Ned Burnett grinsend. In Strömen rann ihm das Regenwasser übers Gesicht. Er wischte es nicht ab, es hätte wenig Sinn gehabt.
Sie erreichten die klotzige Säule, die das Jochbein des steinernen Totenkopfs stützte. Unter dem Felsen wurden sie dann nicht mehr naß. »Laß uns wenigstens hier draußen bleiben«, flehte Fanny.
»Sollen wir uns eine Lungenentzündung holen? So etwas geht sehr

schnell, wenn man nasse Kleider am Leib hat. Der Wind ist kalt.«

Fanny lehnte sich an die Säule. Ned ließ sie los und trat an die Tür. Das Holz war morsch. Ned hämmerte mit der Faust dagegen.

»Hallo!« rief er. »Ist jemand zu Hause?«

Er erwartete keine Antwort und bekam auch keine. Eine Holzstange, vorne gegabelt, lag auf dem Steinboden. Lang wie ein Speer war sie.

Gerade recht, um als Hebel zu dienen. Ned setzte sie zwischen Tür und Steinwand und ließ sich mit Nachdruck gegen die Stange fallen. Die Tür knirschte und schwang dann mit einem gespenstischen Knarren zur Seite.

Eine eiskalte Bö traf Fanny im selben Augenblick. Sie stieß sich von der Säule ab und trat neben ihren Bruder, der die Holzstange nun mit beiden Händen wie eine Waffe vor sich hielt.

Schwarz wie in einem endlos langen Tunnel war es im Schädelhaus. Fannys nasse Haare sträubten sich. Sie wußte nicht, was sie in diesem Spukhaus erwartete.

Sie glaubte nur zu wissen, daß sie sich schon mit dem nächsten Schritt in Lebensgefahr begaben. Doch Ned war nicht davon abzubringen, das unheimliche Gebäude zu betreten.

Fanny blieb nichts anderes übrig, als ihrem Bruder zu folgen und zu hoffen, daß dieses große Wagnis gut ausging. »Hier zieht es wie in einem Vogelkäfig«, brummte Ned. »Schließ die Tür, Fanny.«

Seine Schwester brauchte das nicht zu tun. Der Wind griff mit unsichtbaren Fingern nach der Tür und schleuderte sie zu. Der Knall hallte furchterregend durch das finstere Schädelhaus.

Fanny klammerte sich an Neds Arm. Er holte sein Gasfeuerzeug aus der Tasche und entzündete es. Die zuckende Flamme warf zitternde Schatten an die grauen Felswände.

Der Raum, in dem sich das Geschwisterpaar befand, war mit roh gezimmerten Möbeln eingerichtet. Eine steinerne Wendeltreppe führte nach oben – zu den vergitterten Augen.

Ned Burnett wies auf die rußgeschwärzte Feuerstelle im Hintergrund des Raumes. Holzklötze waren daneben aufgeschichtet.

»Wunderbar«, sagte er zu seiner vor Angst bibbernden Schwester. »Wir werden uns ein schönes Feuerchen machen und uns daran wärmen. Komm, Fanny, zieh die nassen Sachen aus.«

Er machte Feuer und entkleidete sich dann ebenfalls. Die Wärme, die das Feuer abstrahlte, tat ihnen gut. Ned massierte seine Glieder.

»Jetzt noch ein schönes großes Stück Speck, Landbrot und vielleicht noch eine Pulle Schnaps, und ich fang' an, mich hier wohlzufühlen«, sagte er grinsend. »Fürchtest du dich immer, noch?«

»Natürlich.«

Ned lachte. »Ach, Fanny, es ist ein Jammer mit dir. Wovor hast du denn jetzt noch Angst?«

»Vor diesem Haus.«
»Es steht seit einer Ewigkeit leer.«
»Es ist ein böses Haus.«
»Es sieht böse aus, das gebe ich zu. Aber es ist kein Lebewesen. Folglich kann es weder gut noch böse sein. Es ist einfach nur ein Haus, mehr nicht.«
»Wir kommen nie mehr nach Torceston, Ned.«
»Sobald das Gewitter vorbei ist, und sobald unsere Kleider trocken sind, werde ich dich vom Gegenteil überzeugen. Ich kann mir nicht erklären, wieso du so ein Angsthase bist. Von wem hast du das geerbt? Von Mutter bestimmt nicht. Sie war eine resolute Frau, die selbst dem Teufel mit dem Besen eins übergebraten hätte. Und Vater… Was ihm Angst machen sollte, hätte erst noch erfunden werden müssen. Von wem hast du also die ängstliche Natur?«
»Mach dich nicht über mich lustig«, sagte Fanny ärgerlich, und ihr Bruder ließ sie in Ruhe.
Draußen trieb sich Atax herum. Der Geschlechtslose wollte nun doch geringfügig in das Geschehen eingreifen, um Fannys Angst zu schüren.
Die Seele des Teufels hob die Hände. Ein schwarzer Magie-Impuls verließ den transparenten Körper. Kaskadenhaft fiel er über das Schädelhaus und sickerte durch den massiven Fels.
Für Fanny und Ned änderte sich vorläufig noch nichts. Aber das Grauen hatte ohne ihr Wissen zu keimen begonnen, und es wucherte weiter im verborgenen…
Sobald ihre Kleider trocken waren, zogen sie sich wieder an.
Ned ließ das Feuer danach jedoch nicht ausgehen. Er legte weitere Holzklötze in die Flammen.
Und wieder war es Fanny, die den Horror zuerst mitbekam.
Nichtsahnend, aber mißtrauisch, hob sie den Kopf und blickte zur Decke, und im selben Moment hatte sie das Gefühl, der Schlag müsse sie treffen, denn aus schwarzen Löchern hingen Schlangen, die sich immer weiter herausschoben und wohl bald herunterfallen mußten.

***

Wie eine drohende Faust hing das Gewitter über Torceston und seiner nächsten Umgebung. Ein Höllengewitter. Wer es geschaffen hatte, wußten wir nicht, aber daß es nicht normalen, natürlichen. Ursprungs war, lag für uns drei auf der Hand. Dazu war es zu stark abgegrenzt.
Außerdem waren da noch Bernard Hales Berechnungen…
»Was meinen Sie, Tony, ob es gefährlich ist, in dieses Unwetter hineinzufahren?« fragte der Parapsychologe.
»Kommt darauf an, wem es zuzuschreiben ist«, erwiderte ich.
»Könnte es auf Murdock Vidors Konto gehen?« fragte Chao Kai.

»Möglich wär's«, meinte Hale.

Wir hätten jetzt viele Mutmaßungen anstellen können, ohne auf einen grünen Zweig zu kommen, denn wie sollten wir herauskriegen, wer für dieses dämonische Gewitter verantwortlich zeichnete?

Ob es gefährlich war, in diese Hölle aus Regen, Blitz und Donner hineinzufahren, würden wir sehen. Wir hatten keine andere Wahl.

Wenn wir Torceston erreichen wollten, mußten wir dieses Wagnis auf uns nehmen.

Vor uns war die Fahrbahn auf einmal naß. Glatt und glänzend wie ein Spiegel sah sie aus. Ich drosselte die Geschwindigkeit, denn ich wußte, wie tückisch nasse Straßen sein können.

Als die ersten großen Tropfen auf meinen Peugeot fielen, knirschte Chao Kai neben meinem Ohr so laut mit den Zähnen, daß es mir eiskalt über den Rücken rieselte.

»Hör auf damit«, sagte ich. »Sonst wird mir das Blut sauer.«

Ich lenkte meinen weißen Wagen die kurvenreiche Strecke entlang. Der düstere Wald reichte bis an den Fahrbahnrand. Eben hatte noch blauer Himmel und Sonnenschein unser Herz erfreut.

Nun drückten das scheußliche Grau der Regenwolken und die grollenden Donner auf unser Gemüt. Bernard Hales Züge strafften sich. Er schien eine höllische Attacke nicht auszuschließen.

Wer immer dieses Unwetter inszeniert hatte, die Gelegenheit wäre für ihn günstig gewesen, einen gefährlichen Schlag gegen uns zu führen.

Wir saßen alle schön beisammen im Wagen. Unser Gegner hätte Einfluß auf das Fahrzeug nehmen und uns auf diese Weise töten können. Doch er schien nicht zu wissen, wer im Peugeot saß, denn eine solche günstige Gelegenheit, uns alle drei mit einem einzigen Schlag fertigzumachen, hätte er sich bestimmt nicht entgehen lassen.

Ein Tropfen – schwerer als alle anderen – zerplatzte auf der Windschutzscheibe und spritzte nach allen Seiten auseinander.

Rot! Rot wie… Blut!

Der nächste Tropfen… Noch einer… Der Himmel blutete wie ein verletzter Riese. Hätte es noch irgendeines Beweises bedurft, daß hier etwas faul war, dann hätten wir ihn jetzt gehabt.

Eine Kurve. Blut bedeckte auch die Fahrbahn, und es war höllisch glitschig. Ich fuhr zwar vorsichtig, mußte nun aber verstärkte Anstrengungen unternehmen, um keinen Unfall zu bauen.

Darauf legte es die gegnerische Macht offensichtlich an. Wir sollten von der Fahrbahn schlittern. Was würde passieren, wenn es dazu gekommen war? Würden wir dann einer massiven schwarzen Attacke ausgesetzt sein?

Ich durfte um Himmels willen nicht mehr tun, als das Bremspedal zu kitzeln, sonst gab es eine Katastrophe.

»Ich hätte nicht gedacht…!« schrie Bernard Hale. Er fing noch mal von vorn an: »Ich hätte nicht gedacht, daß wir schon so bald in den Strudel der Ereignisse geraten würden!« Er biß jetzt fest die Zähne zusammen, als er sah, daß ich den Wagen trotz aller Bemühungen nicht auf der Straße halten konnte.

Wir rutschten wie auf zerlassener Butter dahin. Das Blut auf der Windschutzscheibe bildete einen Film, durch den wir kaum noch sehen konnten. Die Scheibenwischer arbeiteten zwar im Schnellgang, aber sie schmierten bloß rote Halbkreise auf das Glas.

Das Lenkrad ließ sich so leicht drehen, als gäbe es zwischen ihm und den Rädern keine Verbindung mehr. Der Peugeot reagierte nicht auf meine Befehle. Ich konnte tun, was ich wollte, das Auto rutschte geradeaus weiter, während die Straße nach rechts wegknickte.

»Achtung!« rief ich, kurz bevor der Asphalt zu Ende war.

Dann sackte der Peugeot vorne ab; es gab einen unsanften Ruck, und die Sicherheitsgurte spannten sich klickend.

Da, wo mich das breite schwarze Band festhielt, spürte ich ein Brennen, das sich in meine Haut fraß.

Chao Kai flog gegen die Lehne des Beifahrersitzes. Ich hörte ihn stöhnen, wandte den Kopf und sah ihn aus der Versenkung – das heißt aus dem Fußraum im Fond – hochkommen. »Alles okay, Chao Kai?«

Der Chinese grinste. »Ich bin nicht kaputtzukriegen. Mach dir keine Sorgen um mich, Tony.«

Ich hatte noch blitzschnell ausgekuppelt, ehe wir in den Graben rumpelten. Der Motor lief leise, war kaum zu hören. Dafür hörten wir um so deutlicher die hämmernden Donner.

Über ganz England Sonnenschein – und hier eine Regen- beziehungsweise Gewitterzelle. Eine Aktivität der Hölle. Der Auftakt zu einem Teufelsreigen, an dem wir teilnehmen und den wir stoppen wollten.

Es fiel kein weiteres Blut mehr vom Himmel. Der Regen wusch mein Fahrzeug allmählich wieder rein, die Scheibenwischer sorgten langsam für klarere Sicht. Wir hatten einen düsteren Wald vor uns.

Mit ein bißchen Phantasie konnte man zwischen den Bäumen geisterhafte Gestalten erkennen. Die Blitze hieben wie tödliche Lichtstrahlen in die Natur, und in ihrem grellen Schein wirkte unsere Umgebung seltsam kulissenhaft.

»Sitzen wir fest?« fragte der PSI-Professor.

»Weiß ich noch nicht«, gab ich zurück und legte den ersten Gang ein. Wenig Gas… Kupplung langsam kommen lassen…

Nichts. Die Antriebsräder drehten sich durch und schleuderten graubraune Schlammfontänen nach hinten. Ich versuchte das Ganze mit dem zweiten Gang noch einmal.

Das ist ein heißer Tip für alle Autofahrer, die im Winter mit dem

ersten Gang nicht wegkommen, weil zuviel Kraft auf die Antriebsräder gelangt. Doch wir hatten Mai, und was für Schnee und Eis gut ist, paßt nicht automatisch auch für zähen Schlamm, diese Erfahrung machte ich nun.

»Sollen wir aussteigen, Tony?« fragte Chao Kai.

»Ja«, sagte Professor Hale. »Wir schieben den Peugeot auf die Straße zurück.«

»Ihr müßtet Schwimmwesten anlegen.«

»Macht doch nichts, wenn wir naß werden.«

»Augenblick noch«, sagte ich. »Vielleicht schaff ich's mit dem Rückwärtsgang.«

»Ich habe wenig Hoffnung«, sagte Chao Kai.

»Halt den Mund, Unke«, brummte ich. Doch es stellte sich heraus, daß der Chinese die Situation richtig eingeschätzt hatte. Es blieb nichts anderes übrig, als das Fahrzeug schiebend flottzumachen.

»Wenn Sie das Steuer übernehmen, steige ich mit Chao Kai aus«, bot ich dem Parapsychologen an.

»Lächerlich, Tony, ich bin nicht aus Zucker«, erwiderte Hale und öffnete die Tür. Mit einem ohrenbetäubenden Brüllen eines Donners wehte eine Regenfahne herein, die sogar mich erwischte.

Bernard Hale und Chao Kai begaben sich zur Motorhaube und stemmten sich dagegen. Ich sah, wie sich ihre Gesichter vor Anstrengung verzerrten, ließ den Peugeot schaukeln, indem ich Gas gab, einkuppelte, Gas wegnahm, auskuppelte.

Und wieder – und immer wieder: Gas… Kupplung… Gas weg…

Kupplung aus… Bernard Hale und sein Lieblingsschüler legten sich mächtig ins Zeug. Sie keuchten, und das Regenwasser rann ihnen in breiten Bächen über das Gesicht, sammelte sich am Kinn und tropfte von dort auf die Motorhaube.

»Es hat keinen Zweck!« schrie ich zum offenen Seitenfenster hinaus. Der Regen peitschte mir gegen Stirn und Wangen. »Dort hinten muß es ein Hindernis geben, das wir so nicht überwinden können. Wir müssen es in die andere Richtung versuchen.«

»Nach vorn?« fragte Hale.

»Ja.«

Der Professor und Chao Kai wechselten die Position, und mit vereinten Kräften schafften wir es nun, das Fahrzeug zwei Meter von der Stelle zu bringen.

»Weg jetzt!« schrie ich hinaus. »Ich versuch's mit Schwung!«

»Okay«, gab Hale zurück.

Er und Chao Kai traten zur Seite. Ich wandte mein ganzes Gefühl auf, um die Technik optimal in den Griff zu bekommen. Der Peugeot fuhr zurück, die Reifen drehten sich nicht durch; ich ließ ihnen nur so viel Kraft zukommen, wie sie auf den aufgeweichten Boden bringen

konnten.

Dennoch wurde das Fahrzeug immer schneller, passierte die Stelle, die wir vorhin nicht überwinden konnten, und jumpte schließlich wieder auf die Fahrbahn.

Geschafft. Ich atmete auf und sah im Regen meine beiden Begleiter erleichtert grinsen. Erfreut über dieses Erfolgserlebnis kamen sie zum Peugeot. Da war mir plötzlich, als würde jemand mit einem Eiszapfen über meine Wirbelsäule streichen, denn ich sah im Regen jemanden hinter Professor Hale und Chao Kai.

Atax war es! Die Seele des Teufels!

***

Er hatte nur kurz Einfluß auf das Schädelhaus im Todesmoor genommen und sich dann entfernt, denn seine schwarzmagischen Sensoren hatten Feinde aufgespürt.

Jemand kam, um dem Höllentreiben, das eben erst begonnen hatte, einen Riegel vorzuschieben. Atax wollte wissen, wer das war. Wer erdreistete sich, ihm den Spaß verderben zu wollen?

Wer wußte, was er vorhatte? Wer besaß so viel Mut, sich ihm in den Weg zu stellen? Wer glaubte, in der Lage zu sein, ihm Schwierigkeiten machen zu können?

Gereizt beschloß Atax, sich der wagemutigen Person zu entledigen. Bestrafen wollte er sie für ihr freches, provokantes Ansinnen. »Keiner ist mir gewachsen!« knurrte die Seele des Teufels.

»Wer es wagt, sich mit mir anzulegen, den zertrete ich wie einen elenden Wurm!«

Nahe der Straße legte sich der Geschlechtslose auf die Lauer. Er spürte das Fahrzeug näherkommen, sah es noch nicht, wußte aber schon, daß es mit drei Mann besetzt war.

Für ihn stellten diese drei Männer eine Feindkonzentration dar, die er vernichten mußte. Die Männer sollten keine Gelegenheit haben, hier irgend etwas zu verhindern.

An Murdock Vidors Rückkehr durfte niemand rütteln, dafür wollte sich Atax einsetzen. Wenige Augenblicke vergingen. Dann tauchte im Grau des Regens ein weißer Wagen auf.

Ein Peugeot 504 TI – mit dem Kennzeichen TB 7000. Atax wußte, wem dieses Fahrzeug gehörte. Niemand anders als sein erbitterter Erzfeind Tony Ballard war der Besitzer.

Tony Ballard, der Dämonenhasser!

Zuerst wollte Atax dem Wagen seine ganze Wut entgegenschleudern. Vielleicht hätte er den Asphalt aufreißen und einen Höllenschlund bilden sollen, der den Peugeot mitsamt den Insassen verschlang.

Aber dann hätten Tony Ballard und seine beiden Begleiter nicht gewußt, wem sie das Unglück zu verdanken hatten. Es lag Atax sehr

viel daran, daß sie das wußten.
Deshalb ließ er zunächst einmal Blut regnen. Er wollte mit seinen Gegnern ein grausames Spiel spielen, wollte ihnen zeigen, wie schwach, ja geradezu hilflos sie gegen ihn waren.
Der Blutregen machte die Straße glatt wie die Oberfläche eines Puddings. Mit Vergnügen beobachtete die Seele des Teufels, wie sich Tony Ballard bemühte, den Peugeot auf der Fahrbahn zu halten.
Es konnte ihm nicht gelingen. Der Wagen rumpelte in den Graben und saß fest. Atax lachte in sich hinein, als er sah, welche Anstrengungen Tony Ballards Begleiter unternahmen, um das Auto wieder flottzukriegen.
Als der Peugeot dann wieder auf der Straße stand, verbarg sich Atax nicht mehr länger. Er trat zwischen den Bäumen hervor.
Tony Ballard riß verblüfft die Augen auf.
Ein Beweis dafür, daß der Dämonenhasser ihn erblickt und erkannt hatte…

***

»Ned!« krächzte Fanny Burnett und wies mit zitternder Hand nach oben. »Schlangen!«
Ihr Bruder blickte zur Decke und wurde blaß. Er ekelte sich vor Schlangen. Diese schleichenden, kriechenden Tiere waren ihm zuwider. Der Teufel schien gewußt zu haben, warum er im Paradies die Gestalt einer Schlange annahm.
Es gab für Ned Burnett nichts Widerliches als diese geschuppten Reptilien. Und von der Decke hingen fünf herunter. Dick wie Pythons waren sie. Langsam schoben sie sich aus den schwarzen Löchern.
Mit starrem, durchdringendem Blick fixierten sie ihre Opfer.
Fanny biß sich auf die Lippe, daß es schmerzte. Sie sank gegen ihren Bruder. Beide schauten unentwegt nach oben.
»Ned«, hauchte das Mädchen. »Wir sind verloren…«
Die Höllenreptilien baumelten träge hin und her. Eine der Schlangen spannte den Körper zu einem S. Es sah aus, als wollte sie zustoßen, blitzschnell nach unten sausen.
Aus der kleinen Öffnung des Mauls flatterte eine schwarze, gespaltene Zunge. »Ned, ich habe solche Angst«, wimmerte Fanny.
»Zur Tür«, sagte Ned Burnett eindringlich. »Wir müssen die Tür erreichen!«
Die Schlange, die ihren Kopf hochgezogen hatte, schnellte auf Fanny zu. Das Mädchen stieß einen grellen Schrei aus, riß sich von ihrem Bruder los, wankte zurück und fiel gegen die Wand.
Die Schlange verfehlte Fanny nur knapp. Fanny zitterte, schluchzte, dicke Tränen rannen über ihre Wangen, und sie preßte sich fest an die kalte Felswand.

Eine Zornwelle überflutete Ned Burnett. Alle Vorsicht außer acht lassend, stürzte er sich auf das Teufelsreptil, das seine Schwester angegriffen hatte.

»Neiiin! Ned!« schrie Fanny, als sie sah, wozu sich ihr Bruder hinreißen ließ.

Doch sie konnte nicht verhindern, daß er die Schlange mit beiden Händen packte. Er hängte sich an das Höllentier und riß es vollends aus dem Loch in der Decke.

Fanny hielt den Atem an. Sie preßte die Fäuste gegen ihren Hals und glaubte, vor Angst den Verstand verlieren zu müssen. Gott, warum hatte Ned nur nicht auf sie gehört?

Warum mußte er immer seinen Willen durchsetzen? Es war allgemein bekannt, daß das Schädelhaus eine Gefahr für jeden Menschen war. Warum hatte Ned das nicht geglaubt?

Sollte er dies nun mit seinem Leben bezahlen? Fanny wußte, daß Ned jetzt Hilfe brauchte. Aber wie sollte sie ihm beistehen?

Sie fühlte sich schwach und elend.

Wenn sie nicht an der Wand lehnen blieb, würde sie wahrscheinlich umfallen. Wie sollte sie ihrem Bruder – kraftlos, wie sie war – helfen? Beten, das war das einzige, was sie für ihn konnte…

Der schwere Reptilienkörper klatschte auf den Boden. Die Schlange versuchte sich sofort um Ned Burnett zu schlingen. Ned wußte, daß er verloren war, wenn dem Tier das gelang.

Die Schlange verfügte mit Sicherheit über die Kraft, ihn zu erdrücken. Damit sie ihn nicht beißen konnte, umklammerte er sie mit beiden Händen knapp hinter dem Kopf.

Ihr gesamter ekeliger Körper war ständig in Bewegung. Es war nicht leicht, ihn unter Kontrolle zu halten. Was die übrigen Schlangen inzwischen machten, wußte Ned nicht.

Er hatte keine Zeit, nach ihnen zu sehen, mußte sich voll auf dieses eine Reptil konzentrieren. Ihm kam in den Sinn, daß er in der Hose ein Taschenmesser trug.

Würde er damit dieses verfluchte Biest erledigen können? Er drehte sich mit dem Reptil mehrmals und schleuderte es dann mit großer Kraft gegen die Steinwand.

Aber er ließ die Schlange nicht los. Mit einer Hand hielt er sie fest, während er mit der andern das Messer aus der Tasche holte.

Mit den Zähnen klappte er die Klinge auf, und dann stach er keuchend zu.

Immer wieder. Schwarzes Blut tropfte auf den Boden. Neds Hand war voll davon, doch die Schlange lebte weiter. Sie wickelte sich um sein Bein und brachte ihn zu Fall.

Seine Schwester kreischte auf. Ihr verzweifeltes Gebet schien nicht erhört worden zu sein. Der Himmel wollte nichts für Ned Burnett tun.

War das die Strafe für seine Unvernunft?
Ned wehrte sich verbissen, doch die Höllenschlange schlang sich immer mehr um ihn. Ned spürte ihre tödliche Kraft, und die Angst trieb ihm den Schweiß aus allen Poren.
Verdammt, wieso war dieses Reptil nicht totzukriegen? Wo befand sich seine schwache Stelle? Es muß sie geben! Abermals stach Ned Burnett wie von Sinnen auf das Tier ein.
Er hätte sich dabei fast selbst verletzt. Den Kopf! rief ihm plötzlich eine innere Stimme zu. Du mußt ihr den Kopf abschneiden! Er setzte das scharfe Messer sofort an.
Ein tiefer Schnitt – ringsherum… Dann war es geschafft. Kaum war der Schlangenkopf abgetrennt, da erschlaffte der Körper des Reptils und ließ Auflösungserscheinungen erkennen.
Die Haut wurde spröde, platzte auf, fauliges Fleisch war zu sehen. Der Gestank von Verwesung füllte das Schädelhaus. Ned stand schwer atmend auf. Gerettet waren er und seine Schwester noch nicht, denn es gab noch vier weitere Schlangen, und es war fraglich, ob Ned, der sich in diesem einen Kampf schon sehr verausgabt hatte, die Kraft aufbringen würde, auch noch mit diesen anderen Reptilien fertigzuwerden.
Fanny preßte immer noch ihre Fäuste gegen den Hals. Ihre Kehle war völlig trocken. Jedes Wort, das sie sagte, schmerzte sie.
»Ned… Bitte hilf mir…«
Er streckte ihr die Hand entgegen, während er die zischenden Schlangen im Auge behielt. Die gefährlichen Tiere pendelten hin und her, als würde das Haus schwanken.
Ned wußte nicht, warum sie ihn nicht angriffen. Vielleicht hatte er sich bei ihnen Respekt verschafft, als er eine von ihnen vernichtete. Das tote Reptil gab es schon fast nicht mehr. Nur die ausgetrocknete Haut lag noch auf dem Boden.
Aber auch sie verfiel immer mehr. »Komm!« sagte Ned zu seiner Schwester. »Komm zu mir, Fanny!«
»Ich… ich kann nicht.«
»Reiß dich zusammen.«
Ned eilte zu ihr hin. Als er ihre feuchte, kalte Hand ergriff, ließ sich eine der Schlangen zu Boden fallen. Ein Grund für Fanny, gleich wieder schrill aufzuschreien.
Ned schützte sie mit seinem Körper. Er achtete darauf, daß Fanny immer hinter ihm war, und er blieb den Höllenreptilien ständig zugewandt. Die zweite Schlange schlüpfte aus dem Loch in der Decke.
Klatsch. Sie landete auf dem Steinboden und rollte sich zusammen. Obenauf lag ihr Kopf, und aus ihrem Maul drang ein aggressives Zischen. Ned Burnett beschleunigte den Rückzug.
Er drängte Fanny auf die Tür zu. »Schneller!« sagte er. »Beeil dich!«

Die dritte und die vierte Schlange ließen sich fallen. Ned leckte sich aufgeregt die Lippen. Der Sieg über die erste Schlange verlieh ihm einigen Auftrieb.

Er wußte jetzt zwar, wie er diese Satansreptilien vernichten konnte, und vielleicht hätte er noch einer weiteren Schlange den Garaus machen können, aber es waren noch vier!

Es war vernünftiger, jeden weiteren Kampf zu vermeiden.

Draußen ließ das Unwetter nach. Aber Ned wollte lieber noch einmal naß bis auf die Haut werden, als weiterhin in diesem grauenvollen Haus zu bleiben.

Er hatte auf eine erschreckende Weise erfahren, daß die grausigen Geschichten, die sich um das Schädelhaus im Todesmoor rankten, nicht erfunden waren.

Sollte wieder jemand über das unheimliche Haus sprechen, so würde ihm Ned Burnett jedes Wort glauben. Er hatte keinen Grund mehr, zu zweifeln. Er versetzte seiner Schwester einen leichten Stoß.

»Los, Fanny, mach die Tür auf!«

Das Mädchen griff nach der Klinke. Ned stand breitbeinig vor ihr, das Messer in der mit schwarzem Blut besudelten Rechten, den Blick unentwegt auf die kriechenden Ungeheuer gerichtet.

Sie schoben sich langsam heran. Die Verkörperung des lautlosen Todes waren sie. Ned wartete ungeduldig auf den Augenblick, wo die Tür offen war.

»Herrgott noch mal, wieso dauert das denn so lange?« stieß Ned Burnett nervös hervor.

»Ich krieg' die Tür nicht auf, Ned!« jammerte Fanny.

»Streng dich ein bißchen an. Sie klemmt vielleicht.«

»Ich krieg' sie nicht auf, Ned!« schluchzte Fanny.

Da wußte ihr Bruder, daß er auch noch gegen diese vier Teufelsreptilien kämpfen mußte.

***

Atax zog also die Fäden. Zuletzt hatte er es in Cullkirk in Schottland getan, und wir hatten große Mühe gehabt, das, was er entfesselte, zunichte zu machen.

Da war er wieder. Er, der sich die Seele des Teufels nannte, dessen Streben nur ein Ziel kannte: den Einflußbereich der Hölle auf der Welt auszudehnen.

Das Böse sollte unseren Globus überwuchern. Jedes Mittel war dem Geschlechtslosen recht, das ihn diesem Ziel einen Schritt näher brachte. Atax war unermüdlich.

Er stand in der Höllenhierarchie weit oben und ging niedrigeren Dämonen mit leuchtendem Beispiel voran. Er zeigte ihnen, wie man Menschen peinigte, ins Unglück stürzte, vernichtete.

Seine schwarzen Register waren unerschöpflich. Es fielen ihm immer wieder neue Teufeleien ein. Asmodis hatte keinen Grund, unzufrieden mit ihm zu sein. Manchmal sah der Höllenfürst in Atax sogar seinen Stellvertreter.

Atax' Wort hatte Gewicht im Reich der Finsternis. Natürlich gab es Dämonen, die ihm seinen Platz neideten, ihm seine Position gern streitig gemacht hätten.

Doch bisher hatte es noch keiner gewagt, sich offen gegen die Seele des Teufels zu stellen. Es wurden nur im Verborgenen Intrigen gesponnen. Aber jene, die das taten, mußten sehr vorsichtig sein, denn wenn Atax dahinterkam, traf sie sein Zorn mit verheerender Gewalt.

Atax stand zwischen den Bäumen, und Bernard Hale und Chao Kai hatten keinen blassen Schimmer, welche Gefahr sich in ihrem Rücken befand. Meine Kopfhaut spannte sich.

Ich stieß den Wagenschlag auf und brüllte meinen Freunden eine Warnung zu. Sie fuhren herum und erblickten den Geschlechtslosen, der über die Spiegelwelt herrschte.

Es handelte sich hierbei um eine Welt, die alles ins Gegenteil umkehrte, zum Beispiel aus Gut Böse machte… Es gab dort einen anderen Tony Ballard, einen anderen Bernard Hale, einen anderen Chao Kai…

Atax setzte seine Magie ein, während ich aus dem Peugeot sprang. Er machte aus den Bäumen gefährliche Ungeheuer, die sich bewegen konnten. Mit grünen Krallenfingern griffen sie nach Hale und seinem chinesischen Schüler.

Mir stockte der Atem. Chao Kai ließ sich in den Dreck fallen. Die grüne Klaue pfiff über ihn hinweg. Eine andere Klaue schoß mir entgegen. Ich federte zur Seite und schlug mit dem magischen Ring zu.

Treffer. Der lange Arm des Baums schnellte knisternd nach oben, wurde dürr und brach ab. Mittlerweile war es dem PSIProfessor gelungen, die Gnostische Gemme, die er um den Hals trug, abzunehmen.

Er wickelte den Lederriemen um seine Hand und schlug mit dem flachen Stein gegen die Krallenhand, die ihn ergreifen wollte. Der Parapsychologe erzielte damit den gleichen Erfolg wie ich mit dem magischen Ring.

Doch es gab viele Bäume um uns herum, und jeder war verhext. Wurzeln schnellten krachend aus dem Boden. Eine von ihnen traf mich, und ich knallte mit schmerzverzerrtem Gesicht gegen den Peugeot.

Chao Kais Schrei alarmierte mich. Mein Herz übersprang einen Schlag, als ich sah, was mit dem sympathischen Chinesen passierte. Er hatte sich auf dem Boden zur Seite gewälzt, als eine Baumwurzel aus

dem Erdreich brach, hatte dabei aber eine grüne Pranke übersehen, die sich von oben auf ihn herabsenkte.

Sie erwischte sein rechtes Bein, und nun riß sie ihn hoch. Chao Kai baumelte, mit dem Kopf nach unten hängend, hin und her. Er war gelenkig, schwang seinen Oberkörper hoch und versuchte die harten grünen Pflanzenfinger, die sein Bein umschlossen, auseinander zu biegen.

Es gelang ihm nicht. Ich sah etwas aus seiner Tasche fallen. Ein silberner Wurfstern! Vielleicht konnte ich dem Chinesen damit helfen. Blitzschnell hechtete ich nach dem Stern, packte ihn, suchte den Baum, der Chao Kai hochgerissen hatte, und schleuderte das Silberding.

Es hackte seine Spitzen tief in den Stamm. Ich sah, wie schlagartig das grüne Laub verwelkte und die Klaue den Chinesen losließ. Er fiel aus einer Höhe von schätzungsweise drei Metern herunter, drehte sich geschickt in der Luft, kam auf den Füßen auf, federte den Fall mit geknickten Beinen ab und keuchte: »Danke, Tony!«

Bernard Hale schlug unentwegt mit der Gnostischen Gemme um sich und verhinderte auf diese Weise, daß ihm einer der Bäume gefährlich werden konnte. Daraufhin wollte Atax seine Magie verstärken.

Und ich wollte mir die Gelegenheit nicht entgehen lassen, der Seele des Teufels den Garaus zu machen. Ich besaß eine Waffe, mit der ich es schaffen konnte: den Dämonendiskus!

In Sekundenschnelle öffnete ich mein Hemd und hakte die handtellergroße milchig-silbrige Scheibe los. Aber Atax ließ sich nicht überraschen. Als er den Diskus sah, der in meiner Hand zur dreifachen Größe anwuchs, verschwand er.

Von einer Sekunde zur andern war er nicht mehr zu sehen. Ich hörte ihn höhnisch lachen. »Vielleicht ein andermal, Tony Ballard!«

Mit diesem Zuruf setzte er sich ab. Ich hatte nicht einmal den Schatten einer Chance gehabt, ihm gefährlich zu werden.

***

Sie waren schwere Jungs – immer schon gewesen. Lange Zeit hatten sie sich für unbesiegbar gehalten, und über die Polizei hatten sie nur gelacht, denn die »dämlichen Bullen« – wie sie sie nannten – waren ihnen ihrer Ansicht nach nicht gewachsen.

Aber nun saßen sie doch im Zuchthaus von Dartmoor, und sie hatten die schmerzliche Erfahrung machen müssen, daß die Polizei doch nicht so dumm war, wie sie geglaubt hatten.

Dennoch hielten sich Danny McGuire und King Hayworth immer noch für die Größten. Okay, man hatte sie erwischt und eingelocht. Künstlerpech. Das war für sie beide kein Grund, zu resignieren.

Es gab die Todesstrafe nicht mehr, also würde ihnen auch kein

Henker einen Strick um den Hals legen. Eingesperrt hatte man sie, das war das ganze Malheur, das passiert war.

Nun, sie waren felsenfest davon überzeugt, daß sich das ändern ließ. Beide hatten lebenslänglich gekriegt, doch weder McGuire noch Hayworth hatten die Absicht, im Zuchthaus alt zu werden.

»Man kann sich helfen«, hatte King Hayworth vor einem halben Jahr gesagt. Damals hatte man ihn zu Danny McGuire in die Zelle gesteckt. Die beiden fanden einander auf Anhieb sympathisch.

Schließlich waren sie aus demselben faulen Holz geschnitzt.

Beide waren seit ihrer Jugend Verbrecher übelster Sorte. McGuire war eine Zeitlang Boß einer Bande krimineller Jugendlicher gewesen.

Nach und nach schnappte sich die Polizei seine Freunde – einen nach dem anderen, nur ihn kriegte man nicht. Er schlüpfte immer wieder durch die engen Maschen des Behördennetzes, was ihn natürlich in den Glauben bestärkte, daß die »Bullen« ihn niemals kriegen würden.

Lange Zeit ging's auch gut. Er arbeitete für viele Unterweltgrößen in Liverpool, Manchester und London und brachte es bis zum Leiter eines weit verzweigten Callgirlrings.

Nun hast du's geschafft, sagte sich Danny McGuire stolz. Er hatte immer schon gewußt, daß er das Zeug zu einem großen Verbrecher hatte. Nun schwamm er in Geld, konnte sich die schicksten Autos, die besten Maßanzüge und die tollsten Mädchen leisten.

Er investierte auf eigene Rechnung im Heroingeschäft und erzielte große Gewinne. Die Erfolge ließen ihn leichtsinnig werden, doch er hatte weiterhin Glück.

Was immer er anpackte, ging gut. Aus einer Laune heraus heiratete er ein rassiges Mädchen, und weil es ihm gefiel, den Gönner zu spielen, nahm er seinen Schwager in seine Dienste.

Doch bald stellte sich heraus, daß das ein Fehler gewesen war, denn sein Schwager dachte, sich aufgrund seiner verwandtschaftlichen Beziehung zu Danny McGuire eine unsaubere Gangart erlauben zu können.

Der Bursche bestahl McGuire mit einer geradezu impertinenten Frechheit, wohl damit rechnend, daß sich seine Schwester schützend vor ihn stellen würde, wenn die Sache aufflog.

Nun, sie flog auf, und McGuires Frau stellte sich auch vor ihren Bruder, doch das nützte nichts. Danny McGuire besorgte sich ein Alibi, bestellte den Schwager zwecks »Aussprache« in den Hafen, erschoß ihn und warf ihn in die Themse.

Die Polizei konnte McGuire wieder einmal nichts anhaben; an seinem Alibi war nicht zu rütteln. Aber seine Frau brachte es zum Platzen. Das Verrückte daran war, daß sie sein Geld dazu benützte, um die Wahrheit ans Tageslicht zu bringen.

Mit seinem Zaster kaufte sie jenen Leuten, die ihrem Mann das Alibi

lieferten, die Wahrheit ab, und so holte ihn die Polizei aus dem Bett, in dem er neben seiner Frau gelegen hatte.

Als er hörte, auf welche Weise die Sache für ihn schiefgelaufen war, schrie er seine Frau an: »Verdammt, das wird dir noch mal leid tun!«

»Du tust keinem mehr was zuleide«, sagte der Kommissar. »Bis für dich die Zuchthaustore wieder aufgehen, bist du ein alter Mann.« Er gab seinen Mitarbeitern ein Zeichen, und sie führten McGuire aus der Wohnung.

»Wir sehen uns wieder!« schrie der Verbrecher. Es galt seiner Frau.

»Ja«, sagte der Kommissar. »Vor Gericht.«

Damit hatte er recht. Sally McGuire erschien tatsächlich bei der Gerichtsverhandlung, denn sie haßte ihren Mann und wollte sich diesen Triumph nicht entgehen lassen.

Mehr noch als über ihre Aussage ärgerte sich Danny McGuire darüber, daß sie in Begleitung von Charlie McCloud erschien. McCloud, dieser verdammte Windhund, umschwänzelte Sally schon lange.

Die beiden schienen es nicht erwarten zu können, bis man ihn ins Zuchthaus abschob. Als dann das Urteil verkündet wurde, wirkten die beiden glücklich und zufrieden.

Dartmoor – lebenslänglich, hatte es geheißen.

»Ich bringe euch um!« hatte Danny McGuire im Gerichtssaal gebrüllt. »Ihr lebt nicht lange, das verspreche ich euch!«

Sie führten ihn ab, und seither trug er den brennenden Rachegedanken in seinem Herzen. Er war entschlossen, nur so lange, wie es unbedingt nötig war, im Zuchthaus von Dartmoor zu bleiben.

Keine Mauer ist dick genug, kein Gitter stark genug, um meine Rückkehr verhindern zu können! dachte er Tag für Tag und Nacht für Nacht. Wartet nur, ihr verfluchtes Pack, euer Vergnügen wird von kurzer Dauer sein!

Im Zuchthaus fügte er sich allen Anweisungen. Er eckte nirgendwo an, war ein Musterhäftling. Als sie King Hayworth zu ihm sperrten, stellte er sehr rasch fest, daß sie die gleiche Sprache sprachen.

Viele Häftlinge fanden sich damit ab, ihre volle Haftzeit abzusitzen, wenn sich die Gefängnistore hinter ihnen schlossen. Nicht so Danny McGuire und King Hayworth.

Diese beiden sannen vom ersten Augenblick an auf Flucht.

Hayworth, der es besonders haßte, eingesperrt zu sein, war bereit, für die Freiheit alles zu tun.

Wirklich alles. Er war der gefährlichere von beiden, hatte fünf Jahre als Profikiller gearbeitet, und ein Menschenleben bedeutete ihm gar nichts. Eiskalt war er, ohne die geringsten Gewissensbisse.

Er bereute nichts von dem, was er getan hatte – außer einem: daß er den Fehler gemacht hatte, sich erwischen zu lassen. Er hatte sich bei

seinem vorläufig letzten Auftrag zu sehr auf seine Routine verlassen, hatte sich vom Tatort nicht sofort entfernt, wie er es sich sonst immer zur Regel gemacht hatte.

Diesmal wollte er sehen, was weiter passierte, und da war auf einmal ein Augenzeuge aufgetaucht und… Ach, King Hayworth wollte nicht mehr daran denken.

Er wußte mit Sicherheit, daß er so einen groben Schnitzer nie wieder machen würde. Sobald er das Zuchthaus hinter sich hatte, würde er nur noch mit der Präzision eines Uhrwerks arbeiten.

Die beiden schweren Jungs kannten jeder den Lebenslauf vom andern. Sie hatten viel Zeit gehabt, darüber zu reden. Sie kamen einander rasch näher und wurden Freunde… Komplizen, deren einziges Ziel die Flucht von Dartmoor war.

Es gab eine Organisation, die sich auf Fluchthilfe spezialisiert hatte. King Hayworth bekam Wind davon und knüpfte erste Kontakte. Er berichtete Danny McGuire vom Ergebnis der Unterredung.

»Wieviel ist dir deine Freiheit wert?« fragte er.

»Laß lieber hören, was sie verlangen«, sagte Danny McGuire grinsend. »Sonst setze ich den Preis am Ende zu hoch an.«

»Zehn Riesen«, brummte Hayworth.

»Zehntausend Pfund?« McGuire blickte seinen Zellengenossen wütend an.

Dieser lachte blechern. »Ruhig, Junge, ruhig. Geh mir nicht an die Kehle, ich mach' die Preise nicht. Zehn Riesen für jeden.«

»Kann man den Preis nicht drücken?« fragte McGuire.

»Kaum.«

»Hör mal, ob einer abhaut oder zwei – sie haben dieselbe Arbeit, kassieren aber das doppelte Geld. Das ist nicht fair.«

»Du kannst es ja auch bleiben lassen.«

McGuire nagte an seiner Unterlippe. »Das sind Halsabschneider.«

»Sie nützen unsere Notlage aus.«

»Vielleicht gibt es eine Möglichkeit, sich den Zaster später wiederzuholen«, überlegte McGuire.

»Es ist bestimmt nicht leicht, an die Hintermänner ranzukommen.«

»Bei zehntausend Eiern lohnt sich die Mühe schon«, sagte Danny McGuire.

»Wie hast du dich denn entschieden?«

»Ich zahle.«

»Ich auch«, knurrte McGuire. »Aber ich…«

»Was wir tun, wenn wir draußen sind, können wir uns später überlegen«, sagte King Hayworth, und er teilte den entsprechenden Leuten mit, daß er mit den genannten Bedingungen einverstanden sei, das gleiche gelte für Danny McGuire.

Dann hörten sie eine Weile nichts von den Fluchthelfern, doch sie

konnten sicher sein, daß man sie nicht vergessen hatte. Eines Tages nannte ihnen dann ein Häftling eine Bankkontonummer, und er fügte der Zahl hinzu, daß die Angelegenheit ins Laufen käme, sobald die zwanzigtausend Pfund sich auf dem betreffenden Konto befänden.

Hayworth und McGuire veranlaßten die Überweisung des Geldes, und wenig später wurden ihnen zwei Revolver plus Munition zugespielt. Gleichzeitig wurden sie aber gebeten, geduldig auf den Tag X zu warten.

Sie würden noch rechtzeitig erfahren, wann der sei. Gestern, nach dem Mittagessen, drängelte sich in der Gefängnisschneiderei ein unscheinbarer Bursche an sie heran.

»Hi, Freunde!« sagte er leutselig.

»Verdufte!« erwiderte Danny McGuire unfreundlich. »Du weißt, daß wir uns nicht unterhalten dürfen. Wir möchten deinetwegen keinen Ärger kriegen.«

»Kriegt ihr schon nicht, es ist alles geregelt«, sagte der Unscheinbare grinsend. »Meine Güte, seid ihr zu beneiden. Euch winkt die Freiheit. Ein armes Schwein wie ich kriegt so viel Zaster nie zusammen, um…«

»Mir kommen gleich die Tränen«, sagte King Hayworth frostig.

»Was hast du uns zu bestellen?«

»Ihr begebt euch morgen, 15 Uhr, in die Gefängnisbibliothek.«

»Und?«

»Das Fenster rechts neben der Tür hat angesägte Gitterstäbe, ein Seil hängt runter. Ihr braucht keine Akrobaten zu sein, um da hinunterzukommen. Zuvor nehmt ihr den ersten Band von Lord Byrons gesammelten Werken aus dem Regal.«

»Was finden wir darin?« fragte Danny McGuire.

»Einen Plan, in den eure Fluchtroute eingezeichnet ist.«

»Ist das alles?« fragte McGuire. »Dafür mußte jeder zehn Riesen ausspucken?«

»Laß mich mal«, sagte King Hayworth zu seinem Komplizen.

»Was ist mit den Aufsehern?« fragte er den Unscheinbaren. »Die werden nicht seelenruhig dabei zusehen, wie wir türmen. Sie werden Alarm schlagen.«

»Kennt ihr Gene Kidley und Jimmy O'Neill?«

»Ja«, sagte Hayworth.

Der Unscheinbare nickte. »Die beiden werden eine Schlägerei inszenieren und damit die Aufmerksamkeit der Aufseher auf sich lenken. Bis die merken, daß ihr abgehauen seid, habt ihr schon einen beruhigenden Vorsprung.«

»Wird man uns auch helfen, unterzutauchen?« fragte Hayworth.

»Ihr geht nach Torceston. Ein Mann namens Henry Lindsay wird euch weiterhelfen.«

»Wo finden wir ihn?«

»Das steht auf der Rückseite des Plans. Viel Glück. Mann, ich beneide euch.«

Nach diesem Gespräch verbrachten Danny McGuire und King Hayworth eine schlaflose Nacht. Sie fieberten der Stunde entgegen, die ihnen die Freiheit wiederbringen würde.

Sie sprachen viel von dem, was sie alles tun würden, wenn sie wieder draußen waren. Im Morgengrauen fragte Hayworth:

»Wirst du zu deiner Frau und ihrem Liebhaber gehen?«

»Klar«, sagte McGuire grinsend. »Ich hab's ihnen schließlich versprochen, und was Danny McGuire verspricht, das hält er auch.«

»Sobald die Bullen wissen, daß du frei bist, werden sie sich bei Sally und ihrem Freund auf die Lauer legen.«

»Das wird den beiden nichts nützen. Ich werde vorsichtig sein, und ich werde die beiden kriegen. Erst wenn das erledigt ist, hab' ich wieder Ruhe.«

»Und dann?«

»Ich werde wieder ins Geschäft einsteigen... Neuer Name, neues Gesicht... Und ich werde mir überlegen, wie ich mir meine zehntausend Pfund wiederholen kann. Wenn du Lust hast, kannst du mir dabei helfen.«

»Mal sehen«, sagte King Hayworth. »Wir sollten versuchen, noch ein bißchen zu schlafen.«

»Kann ich nicht, ist mir unmöglich, ich bin viel zu aufgeregt.«

»Dann halt die Klappe, damit wenigstens ich noch kurz ein Auge zutun kann.«

McGuire schwieg zwar, aber Hayworth konnte nicht einschlafen.

Um sechs Uhr ging der Rummel los. Frühstück wurde ausgeteilt.

McGuire wollte es nicht essen, doch Hayworth riet ihm, keine Mahlzeit auszulassen.

Sie mußten topfit sein, wenn es losging. »Mit leerem Magen ist man leicht reizbar«, sagte King Hayworth.

Also aß McGuire sein Frühstück und auch das Mittagessen. Danach wollte die Zeit nicht mehr vergehen. McGuire stöhnte. »So war ich noch nie auf die Folter gespannt.«

»Denkst du, ich stehe nicht unter Strom?« erwiderte Hayworth.

McGuire schüttelte bewundernd den Kopf. »Du machst einen gelassenen, eiskalten Eindruck.«

King Hayworth wies auf seine Brust. »Ja, aber da drinnen sieht's ganz anders aus.«

McGuire versuchte sich an seinem Freund ein Beispiel zu nehmen. Er zwang sich zur Ruhe, rieb sich hunderte Male die feuchten Handflächen an der Hose trocken und blickte ebenso oft auf seine Uhr.

14.45 Uhr.

Ein Aufseher brachte sie mit einigen anderen Häftlingen in die

Gefängnisbibliothek. »Ich schlag' den zweiten Bildungsweg ein«, sagte King Hayworth grinsend zu dem Mann, der neben ihm ging.

»Ruhe!« knurrte der Aufseher. »Niemand redet!«

Du armes Würstchen! dachte Hayworth. Wenn du wüßtest, daß ich eine Kanone unterm Hemd trage, würden deine Zähne wie spanische Kastagnetten klappern! Ich könnte dich jetzt auf der Stelle abknallen! Niemand könnte es verhindern! Du solltest ein bißchen freundlicher zu mir sein, denn dein Leben liegt in meiner Hand!

Gene Kidley und Jimmy O'Neill befanden sich bereits in der Bibliothek. Zwei vierschrötige Kerle, die bekannt dafür waren, daß sie nicht friedlich sein konnten.

Irgendwo gab es im Gefängnis immer eine Schlägerei, und zumeist nahmen Kidley und O'Neill daran teil. Das brachte ihnen zwar immer wieder eine Reihe von Strafverschärfungen ein, aber sobald sie das hinter sich hatten, ging's gleich wieder rund.

Kidley nickte Hayworth kaum merklich zu. Seine Augen wiesen zum Fenster, aber auch dorthin, wo Lord Byrons gesammelte Werke im Regal standen. Zwei Häftlinge arbeiteten hier als Bibliothekare.

Einen davon schnappte sich Kidley in diesem Augenblick. Er packte ihn vorn am Hemd und zerrte ihn hoch. »Du willst mich wohl verarschen!« brüllte er.

»Sag mal, spinnst du?« erwiderte der Bibliothekar.

»Ich laß mir doch von dir keine Märchenbücher andrehen! Wofür hältst du mich?«

»Entschuldige, aber…«

»Kidley!« Die Aufseher eilten herbei. »Lassen Sie den Mann los!«

»Hörst du nicht? Hast du was mit den Ohren?« mischte sich Jimmy O'Neill ein. »Loslassen sollst du ihn!«

»Du hältst dich gefälligst aus meinen Angelegenheiten raus, sonst mach' ich Hackfleisch aus dir!«

»Das möchte ich sehen!« bellte O'Neill und schlug zu.

Die beiden klopften sich nach allen Regeln der Kunst ab. Die Aufseher vermochten sie nicht zu trennen. Geschickt verstanden es O'Neill und Kidley, andere Häftlinge in ihren Kampf mit einzubeziehen.

Im Handumdrehen war eine Massenschlägerei im Gange, bei der es nicht mehr wichtig war, wer angefangen hatte. Es zählte nur noch, daß man die Geschichte besser überstand als der andere.

King Hayworth grinste. »Was mögen O'Neill und Kidley wohl dafür gekriegt haben?«

»Interessiert mich nicht. Komm.«

Danny McGuire eilte zum Bücherregal. Er schnappte sich von den gesammelten Werken Byrons Band eins und schlug ihn auf.

Ein zusammengefaltetes Blatt Papier fiel ihm in die Hände.

Er warf das Buch auf den Boden, trat achtlos drauf und begab sich zu Hayworth, der inzwischen die angesägten Gitterstäbe vom Fenster entfernt hatte. Es ging ganz leicht. Eine Arbeit für Kinder.

Die Perfektion, mit der die Organisation die Flucht vorbereitet hatte, war angenehm und lobenswert. Nichts wurde dem Zufall überlassen. Alles war bis ins kleinste Detail geplant worden.

An einem Gitterstab, der von der Metallsäge verschont geblieben war, war ein Seil befestigt. An diesem kletterte nun King Hayworth als erster hinunter.

Sobald seine Füße festen Boden unter sich hatten, hielt er das Seil fest, um dem Komplizen das Klettern zu erleichtern. McGuire schwang sich aus dem Fenster.

Er blickte noch einmal zurück und sah, wie aus der Bibliothek mehr und mehr ein Trümmerfeld würde. Männer keuchten, Fäuste krachten gegen Kinnladen, Stühle und Karteikartenkästchen dienten als Wurfgeschosse.

Daß in diesem Tumult zwei Häftlinge ausrückten, fiel niemandem auf. McGuire turnte hastig nach unten. Sie befanden sich jenseits der Gefängnismauer.

In einer Höhe von eineinhalb Metern ließ McGuire das Seil los.

Sobald er neben dem Freund gelandet war, sagte dieser: »Los! Nichts wie weg von hier! Du weißt, sie haben auf den Mann dressierte scharfe Hunde!«

Geduckt rannten sie los. Bald boten ihnen Büsche und Bäume Schutz. Ein dichter Wald nahm sie in sich auf. Da sie das anfängliche Tempo niemals durchhalten konnten, liefen sie langsamer, und schließlich blieb King Hayworth keuchend stehen.

»Jetzt mal den Plan befragen«, sagte er zu McGuire.

Der Komplize holte das Papier aus seiner Tasche. Er entfaltete es. Hayworth stellte sich neben ihn und studierte mit ihm den eingezeichneten Fluchtweg.

»Hier sind wir«, sagte McGuire und wies auf die entsprechende Stelle.

»Und dorthin müssen wir«, bemerkte King Hayworth und zeigte auf Torceston. »Dazwischen liegt ein teilweise verdammt unwegsames Gelände. Es gibt in dieser Gegend viele tückische Sümpfe.«

»Die wir mit Hilfe des Plans alle umgehen werden«, sagte Danny McGuire.

»Hüte den Plan wie einen Schatz«, sagte Hayworth.

»Worauf du dich verlassen kannst.«

Sie setzten ihre Flucht fort, und ihr Vorsprung war beruhigend.

Als endlich im Zuchthaus bemerkt wurde, daß zwei Häftlinge fehlten, hatten Hayworth und McGuire bereits zwei gefährliche Sümpfe hinter sich.

Gene Kidley und Jimmy O’Neill wurden zum Gefängnisdirektor

gebracht, wo sie energisch bestritten, etwas mit der Flucht der beiden Häftlinge zu tun zu haben.

Niemand konnte ihnen das Gegenteil beweisen. Es gab für sie die üblichen Strafen: Einzelhaft, hartes Lager, Rauchverbot. Doch man hatte für sie vorgesorgt.

In ihrer Zelle waren Zigaretten versteckt und unter dem Bett lag eine zusätzliche Decke. An die Einzelhaft waren sie schon gewöhnt, damit konnte man sie nicht mehr strafen.

Und King Hayworth und Danny McGuire nahmen eine Hürde nach der andern. Ihr Ziel rückte in greifbare Nähe. Wenn sie erst mal Torceston erreicht hatten, würde die Sache für sie gelaufen sein.

Man folgte den entflohenen Häftlingen mit Hunden, deren feine Spürnasen gefürchtet waren. An langen Leinen zerrten die aufgeregten Tiere, kläfften wie verrückt, und wenn man die Leinen losgelassen hätte, wären die Hunde wie Raketen abgezischt.

Die Verfolger erreichten das erste Moor. Düster breitete es sich mitten im Wald aus. An manchen Stellen blubberte die breiige Oberfläche. Manchmal jedoch war der Sumpf nicht zu erkennen, und dann war es besonders gefährlich.

Aber so wie die Häftlinge, liefen auch die Männer der Suchmannschaft an den tückischen Stellen vorbei. Die Hunde führten sie sicher und zielstrebig. Keines der Tiere ließ sich von der Fährte eines Wilds ablenken.

Es galt, die Fliehenden einzuholen. Die Hunde schienen das zu wissen, und es kam zwischen ihnen zu einem regelrechten Wettstreit. Jeder Hund schien die entsprungenen Häftlinge zuerst einholen zu wollen.

Doch nach wie vor war McGuires und Hayworths Vorsprung beruhigend groß. Was sie nicht wissen konnten, und was sich die Hundeführer nicht erklären konnten, war folgendes: die Tiere verloren plötzlich ihren Eifer, zerrten nicht mehr so wild an den Leinen.

Einige blieben sogar stehen. Andere sträubten das Nackenfell und knurrten mit gebleckten Zähnen. Und wiederum andere klemmten den Schwanz zwischen die Hinterläufe und fingen an zu winseln.

Sie spürten die drohende Gefahr, die dämonische Präsenz. Die Menschen merkten nichts davon. Sie feuerten die Hunde mit ärgerlichen Zurufen an, doch die Tiere gingen nicht weiter.

So etwas hatte es noch nie gegeben. Die Hundeführer standen vor einem Rätsel. Man versuchte, die Gefangenen ohne die Hilfe der Hunde weiter zu verfolgen, doch das konnte nur mißlingen.

Die Suchmannschaft machte kehrt…

Und unter McGuires Fuß gab im selben Moment der Boden nach.

Er stieß einen heiseren Schrei aus und sank gleich bis zum Oberschenkel ein.

Der Schwung des Sturzes riß ihn nach vorn. Er klatschte mit dem Gesicht in faulendes Laub und in den darunter befindlichen zähen Morast. Erschrocken wollte er sich während des Fallens zurückwerfen.

Es klappte nicht. Atemlos drehte er sich um. Diese Bewegung ließ ihn sofort tiefer einsinken. Der Morast kroch ihm bis zur Brust hoch. Es war ein entsetzliches Gefühl, keinen festen Grund unter den Füßen zu haben.

Wie tief war dieses Schlammloch? Zwei Meter? Drei? Wie groß war es? Danny McGuire hob die Arme. Schlammverschmiert war sein Gesicht. Er war nicht wiederzuerkennen.

In der graubraunen Masse, die McGuires Antlitz bedeckte, blitzten seine weißen Zähne, als er stöhnte: »King, hilf mir!«

King Hayworth war ein Schurke, ein gewissenloser Killer, den nichts erschüttern konnte. Oder, besser gesagt: fast nichts. Vor Sümpfen hatte er einen Horror.

»Verflucht, so hilf mir doch, King!« schrie Danny McGuire.

»Willst du mich in diesem Morast ersticken lassen?«

King Hayworth trat einen Schritt vor. Er spürte, wie unter seiner Schuhsohle der Boden weich zu werden begann. Er wollte nicht auch in dieses von der Natur so gut getarnte Loch plumpsen.

Er wich einen Viertelschritt zurück und streckte dem Komplizen die Hand entgegen. Es reichte nicht.

»Näher ran!« schrie McGuire. »Komm näher ran!«

Er streckte sich, strampelte mit den Beinen, sank noch tiefer ein und entfernte sich damit noch weiter von Hayworths Fingerspitzen.

Danny McGuire erschrak. Wollte ihm King Hayworth nicht helfen? Wie gut kannte er diesen Mann eigentlich? Wie sehr konnte er sich auf Hayworth verlassen?

Was wußte er schon von ihm? Vertrauen? Welchem Menschen kann man schon vertrauen? Doch eigentlich nur sich selbst. Deshalb hatte sich Danny McGuire bisher auch immer selbst geholfen.

Doch diesmal befand er sich in einer Situation, in der er ohne fremde Hilfe nicht auskam. Und King Hayworth tat bloß so, als würde er ihm helfen wollen. Nur, um den Schein zu wahren!

»King!« schrie McGuire. »Ich dachte, wir wären Freunde!«

Hayworth richtete sich auf, ließ den Arm sinken.

»Um Himmels willen, King, du willst mich doch nicht in diesem gottverdammten Sumpf verrecken lassen?«

Der Schlamm reichte schon bis an McGuires Hals.

»King!«

Hayworth trat zurück. McGuire dachte, der Komplize habe ihn aufgegeben. Hatte King Hayworth von Anfang an vorgehabt, die Flucht zwar zu zweit zu beginnen, aber allein zu beenden?

King Hayworth drehte sich um. Für McGuire war das das Aus. Er läßt

mich im Stich! schrie es in dem verzweifelten Verbrecher. Er kümmert sich nicht mehr um mich. Es ist ihm egal, ob ich hier untergehe. Ein Opfer mehr, das sich dieser verfluchte Sumpf geholt hat. Was stört das King Hayworth? Ihm ist nur wichtig, daß er heil durchkommt.

»King!« brüllte Danny McGuire aus vollen Lungen. »Ich habe den Plan. Wenn du mich nicht rausholst, ist er für dich verloren. Vielleicht fällst du dann in das nächste Moor!«

Hayworth entfernte sich.

»Bleib hier!« schrie McGuire verstört. »Das… das kannst du doch nicht machen… King… Wenn ich schon sterben soll, dann… dann jag mir wenigstens eine Kugel in den Schädel. Ich will nicht ersticken! King, tu mir wenigstens diesen Gefallen!« Seine Stimme überschlug sich. »Es ist das letzte, worum ich dich bitte, King!«

Der Komplize schien ihn nicht zu hören. Danny McGuire unternahm eine verzweifelte Anstrengung, sich selbst zu retten. Der Erfolg war, daß ihm der ekelige Sumpf über das Kinn stieg.

Er mußte den Kopf heben, um von dem Brei nichts in den Mund zu bekommen. King Hayworth brach einen langen, elastischen Zweig ab und kehrte damit zu Danny McGuire zurück.

»O Mann, King!« rief dieser dankbar. »Ich dachte… Mein Gott, ich dachte allen Ernstes… Danke, King! Ich danke dir!«

Hayworth hielt ihm den langen Zweig, der mit gezackten Blättern bewachsen war, hin. »Los, Junge, schnapp ihn dir!«

McGuire griff mit beiden Händen zu. Ein zähes Ringen begann.

Der Schlamm wollte Danny McGuire nicht mehr freigeben. King Hayworth stemmte seine Beine fest gegen den Boden und zog.

Blätter rissen ab, McGuires Hände rutschten zur Zweigspitze vor. Er wand sich das biegsame Ende um sein rechtes Handgelenk und strampelte wieder mit den Beinen.

Er trat den klebrigen Brei nach unten, und King Hayworths ständiges Ziehen half ihm, mehr und mehr aus dem Morast zu kommen. Bald reichte der Sumpf nur noch bis an seine Hüften.

Die Männer keuchten schwer. Danny McGuire rutschte mit der Brust über den Boden. Als endlich auch seine Beine frei waren, ließ sich Hayworth fallen. »Mann«, stöhnte er. »Mann, war das ein Kraftakt.«

McGuire kroch auf allen vieren zu ihm. »Entschuldige, King. Ich dachte, du wärst ein…«

»Schwein?«

»Ja.«

Hayworth grinste. »Wir kennen einander noch zuwenig.«

»Ich hoffe, das wird sich ändern.«

»Was hättest du getan, wenn ich in dieses Schlammloch gefallen wäre?«

»Herausgezogen hätte ich dich.«

King Hayworth grinste. »Klar, was könntest du jetzt auch anderes sagen?«
»Glaubst du mir nicht?«
»Doch. Ich hoffe aber trotzdem, daß ich nie in diese Situation gerate. Ich glaube, wir hätten uns mehr nach links halten sollen. Gib mir mal den Plan.«
»Sofort.« Danny McGuire durchsuchte seine Taschen. Seine Augen weiteten sich erschrocken. »Verdammt…«
»Was ist?«
»Ich habe ihn verloren. Ich habe den Plan verloren. Er muß im Sumpf geblieben sein.«
»Das ist nicht gut, Junge. Wenn ich mich recht erinnere, ist dieses Gebiet von Sümpfen geradezu verseucht.« Hayworth atmete schwer aus. »Tja, was soll's. Dann müssen wir uns eben ohne Plan durchschlagen.« Er grinste. »Oder willst du umkehren?«
»Lieber verrecke ich«, stieß Danny McGuire entschlossen hervor.
Sie erhoben sich und setzten die Flucht fort. Nach einer halben Stunde blieb King Hayworth unvermittelt stehen.
»Was ist?« fragte Danny McGuire.
»Hört sich an, als gäb's vor uns ein Gewitter. Und genau dorthin müssen wir, denn in dieser Richtung liegt Torceston.«
McGuire stöhnte. »Auch das noch. Uns bleibt doch wirklich nichts erspart.«
King Hayworth grinste. »Du mußt es von der praktischen Seite sehen. So, wie du aussiehst, kann dir eine Dusche nicht schaden.«
McGuire blickte sich um. »Wie weit mögen sie mit den Hunden schon gekommen sein?«
»Laß gut sein, Junge. Wenn sie mit den Viechern ankommen, knallen wir sie ab. Wir haben genügend Munition dafür. Unser Vorteil ist es, daß sie nicht wissen, daß wir bewaffnet sind.«
Sie gingen weiter, bald nahm sie das Rauschen des Regens in sich auf. Irgendwo außerhalb dieser unheimlichen schwarzen Gewitterzelle schickte sich die Sonne an, langsam unterzugehen.
Der feuerrote Ball sank im Osten allmählich dem Horizont entgegen, doch von den abendlichen Strahlen gelangte nichts in das von Atax geschaffene Unwetter.
Der Regen durchnäßte die beiden Verbrecher, er wusch aber auch McGuires Gesicht halbwegs sauber. Da es unvernünftig gewesen wäre, zu schnell zu gehen, wählten die entsprungenen Häftlinge ein Tempo, das den örtlichen Gegebenheiten angepaßt war.
Sie hatten Glück. Keiner der beiden sackte abermals in eines der tückischen Schlammlöcher. Hayworth sagte: »Da behauptet man immer, der Asphaltdschungel der Großstadt wäre gefährlich. Ich kann nur sagen, daß ich mich in London wesentlich besser zurechtfinde als

hier.«

»Die Großstadt ist dein Zuhause. Hier bist du fremd. Es gibt bestimmt Leute, die hier mit schlafwandlerischer Sicherheit durchlaufen, in London aber schon am ersten Tag unter die Räder kommen würden.«

»Wahrscheinlich hast du recht.« Hayworth stieg auf eine nasse, schwarz glänzende Wurzel, glitt darauf aus und schlug lang hin.

Ein heiserer Schrei entrang sich seiner Kehle, sein Gesicht verzerrte sich, und er griff mit beiden Händen nach seinem linken Bein. »Shit! Auch das noch!«

»Was hast du?«

»Mein Knöchel! Hol's der Teufel, ich glaube, er ist kaputt.«

»Meine Güte, das hätte uns gerade noch gefehlt«, sagte McGuire nervös. »Komm, ich helfe dir auf die Beine.« Ächzend hob er den Komplizen hoch. Sobald King Hayworth das linke Bein belastete, knickte er sofort wieder stöhnend ein.

»Es ist hin«, preßte er wütend hervor. »Verdammt, was hab' ich denn für Knochen? Sind sie aus Glas?«

»Du meinst, der Knöchel ist… gebrochen?«

»Vielleicht ist es auch nur eine Zerrung. Es tut auf jeden Fall höllisch weh. Jetzt kannst du dich revanchieren, Freund. Du mußt mich schleppen.«

»Klar, Junge, klar. Denkst du, ich lasse dich hier zurück? Wofür hältst du mich?« Danny McGuire schlang sich den Arm des Komplizen um seinen Nacken, hievte ihn hoch und sagte: »Los geht's. So leicht lassen wir uns nicht unterkriegen, King. Wir sind ein Team. Vielleicht sollten wir überhaupt zusammenbleiben. Ich meine später, wenn wir das alles hinter uns haben, wenn ich mit meiner Frau und ihrem Liebhaber abgerechnet habe…«

»Wenn mein Knöchel wieder heil ist.«

»Ja.«

»Darüber ließe sich reden«, sagte King Hayworth und biß die Zähne zusammen. Ein heftiger, glühender Schmerz pochte in seinem Knöchel. Waren die Sehnen gezerrt? Die Bänder gerissen?

Der Knochen angeknackst oder gebrochen?

Selbst ein Arzt hätte das nur unter dem Röntgenschirm feststellen können. Wie sollte er, Hayworth, da Genaueres wissen? Danny McGuire schleppte sich redlich mit ihm ab.

Über ihnen wütete das gemeine Gewitter. Der Regen machte selbst aus gehbaren Pfaden Schlammschlangen, die das gefährliche Gebiet kreuz und quer durchzogen.

Es war nicht immer leicht, sich für den richtigen Weg zu entscheiden. An manchen Stellen war der Wald so dicht, daß McGuire und Hayworth umkehren mußten.

Dann wiederum öffnete sich der Wald zu einer morastigen Lichtung,

die McGuire und sein verletzter Freund umgehen mußten.

Sie wußten beide schon lange nicht mehr, ob sie noch Richtung Torceston gingen.

Eine Orientierung würde erst wieder möglich sein, wenn sie dieses sumpfige Gebiet hinter sich gebracht hatten. Sie kamen sehr langsam voran. Dennoch hörten sie hinter sich keine kläffenden Hunde.

»Man scheint es aufgegeben zu haben, uns zu verfolgen«, keuchte McGuire.

»Wenigstens ein Lichtblick!« knurrte King Hayworth.

»Wahrscheinlich hoffen sie, daß wir nicht durch dieses Gebiet kommen. Sie rechnen bestimmt damit, daß einer der Sümpfe uns verschlingt.«

Hayworth bleckte die Zähne. »Ja«, dehnte er. »Aber die Freude machen wir ihnen nicht.«

McGuire lehnte sich an einen Baum. »Mann, bist du schwer.«

»Entschuldige«, sagte King Hayworth sarkastisch. »Wenn ich geahnt hätte, daß du mich schleppen mußt, hätte ich wöchentlich einen Apfeltag eingelegt.«

Danny McGuire ließ ihn los. Hayworth sank zu Boden. McGuire machte plötzlich den Hals lang und zischte aufgeregt: »He, Moment, ich glaube, dort vorne ist eine Straße.«

King Hayworth grinste breit, trotz der Schmerzen, die ihn peinigten. »Schwein muß der Mensch haben, schön braucht er nicht unbedingt zu sein, was?«

»Augenblick!« sagte McGuire aufgeregt.

»Was hast du vor?«

»Bin gleich wieder hier.«

»Wohin willst du?«

»Mir scheint, auf der Straße steht ein Wagen.« McGuire eilte los. Er schlich von Baum zu Baum, suchte hinter Büschen Deckung, blieb nur wenige Minuten weg.

Als er wiederkam, strahlte er über das ganze Gesicht. »Es ist tatsächlich ein Wagen. Ein weißer Peugeot.«

»Ich sag's ja – Schwein muß man haben.«

***

Wir standen noch alle unter dem Schock der unverhofften Begegnung. Atax hatte sich uns präsentiert. Damit hatte ich nicht gerechnet, aber irgendwann hatte mir die Seele des Teufels ja mal wieder über den Weg laufen müssen.

Daß er seine gemeinen Aktivitäten auf andere Welten konzentrierte, wäre zu schön gewesen, um wahr zu sein. Chao Kai holte sich seinen silbernen Wurfstern.

»Ich gratuliere Ihnen zur Richtigkeit Ihrer großartigen Berechnungen,

Bernard«, sagte ich zu Hale.
Der Parapsychologe nickte ernst. »Atax brachte Murdock Vidor, die Bestie, hierher zurück.«
»Ob die Seele des Teufels sich schützend vor Vidor stellen wird?« fragte Chao Kai.
»Schon möglich«, sagte ich. »Kann aber auch sein, daß Atax denkt, Murdock Vidor wäre stark genug, um allein mit uns fertig zu werden.«
»Wie auch immer, wir müssen ab sofort doppelt auf der Hut sein«, meinte der PSI-Professor.
Wir standen im Regen, waren schon naß bis auf die Haut, deshalb hatten wir es nicht eilig, in den Wagen zu steigen. Das Gewitter ließ allmählich nach. Wir wußten nicht, aus welchem Grund es Atax geschaffen hatte, aber ohne besondere Absicht ließ er es mit Sicherheit nicht entstehen.
Nun schien es seinen Zweck erfüllt zu haben. Die Blitze blieben aus, die Donner rollten nicht mehr über unsere Köpfe hinweg. Der Regen ließ merklich nach.
Ich schlug vor, die Fahrt nach Torceston fortzusetzen. Chao Kai stieg in den Peugeot. Bernard Hale nahm auf dem Beifahrersitz Platz, und ich schwang mich wieder hinter das Lenkrad.
Es ärgerte mich, daß ich Atax nicht mit meinem Diskus erwischt hatte. Er hatte sich zu schnell verdrückt. Ich hoffte, daß er sich damit ein andermal mehr Zeit ließ.
Er lag mir zwar noch nicht so lange im Magen, wie es Rufus, der Dämon mit den vielen Gesichtern, getan hatte, aber auch die Seele des Teufels hatte ihr Konto bei mir längst schon überzogen, und ich hätte ihr verdammt gern die hohe Rechnung präsentiert.
Mit Zins und Zinseszinsen!
Jetzt fielen die letzten Regentropfen. Das düstere Grau riß über uns auf. Ein heftiger Sturm zerfetzte die Wolken, und das dämmrige Blau des Himmels wurde von der untergehenden Sonne noch kurze Zeit erhellt.
Ich klappte die Tür zu, und das gab einen Knall, der sich wie ein Schuß anhörte. Eigenartig. Ich setzte das Fahrzeug in Gang und stellte im selben Moment fest, daß wir einen Platten hatten.
Links vorne. Atax' Werk? Nein, es war das Werk eines Menschen, das stellte sich einen Augenblick später heraus. Der Schuß war wirklich ein Schuß gewesen.
Ein Mann hatte ihn abgefeuert. Er hatte auf den linken Vorderreifen meines Wagens gezielt, damit ich ihm nicht davonfahren konnte. Nun war er aus seiner Deckung hervorgetreten und kam mit langen, federnden Schritten auf uns zu.
Ich sah, daß er Sträflingskleidung trug. Nicht einen dieser schwarz-weiß gestreiften Anzüge, die man früher an die Häftlinge verteilte,

sondern einen anthrazitfarbenen, der bei diesem Kerl besonders dreckig war.

Er kam mit Sicherheit aus dem Zuchthaus von Dartmoor, und er brauchte einen Wagen, um seine Verfolger abhängen zu können.

Meinen Wagen! Seine Kanone zielte auf meinen Kopf.

Ich hätte lebensmüde sein müssen, um in dieser heiklen Situation zum Colt zu greifen, der in meiner Schulterhalfter steckte.

Abwarten war hier erst mal die bessere Taktik.

»Los!« keuchte der Verbrecher. »Raus aus dem Wagen! Alle drei!«

»Wenn du ihn ablenkst, geb’ ich’s ihm, Tony«, raunte mir Chao Kai zu.

»Das wirst du bleiben lassen«, zischte ich. »Sieh dir den Kerl an. Er würde dich erschießen, ohne mit der Wimper zu zucken!«

»Wird’s bald«, schrie der Gangster. »Aussteigen, hab’ ich gesagt! Und keine Zicken, sonst knallt’s!«

Ich gehorchte als erster – und wartete von diesem Moment an auf meine Chance…

***

Vier Höllenschlangen! Und Ned Burnett war nur mit diesem lächerlichen Taschenmesser bewaffnet. Neben ihm schluchzte seine Schwester. Fanny schloß mit ihrem Leben ab.

Die grausigen Schlangen würden sie umbringen, davon war sie überzeugt.

»Versuch noch einmal, die Tür aufzukriegen!« verlangte Ned von seiner Schwester.

»Sie klemmt! Vielleicht wird sie auch durch Zauberkraft festgehalten!«

»Versuch’s!«

Fanny Burnett wandte sich zitternd der Tür zu. »Es hat doch keinen Zweck«, schluchzte sie.

Ned entdeckte die lange Holzstange, mit der es ihm gelungen war, die Tür des unheimlichen Schädelhauses aufzukriegen. Sie lag auf dem Boden. Eine der Schlangen schob soeben ihren dicken Körper darüber.

Ned raffte seinen ganzen Mut zusammen, sprang vor und griff nach dem Ende der Stange. Als er sie hochriß, biß das Reptil zu.

Ned ließ die Stange entsetzt fallen.

Das Schlangenmaul verfehlte ihn. Abermals bückte sich Ned Burnett nach der Stange, und diesmal gelang es ihm, diese Waffe an sich zu bringen. Fanny versuchte immer noch verzweifelt, die Tür aufzukriegen. Sie schaffte es nicht.

Ned stach nach den Schlangen. Sie zuckten zurück. Er rammte einer von ihnen die gegabelte Spitze in den Leib, stemmte sie hoch und schleuderte sie ins Feuer.

Eine violette Stichflamme schoß hoch. Es roch nach verbranntem Fleisch und nach Schwefel. Nie hätte Ned Burnett gedacht, daß Schlangen schreien können, aber die, die er ins Feuer geworfen hatte, schrie!

Ihr furchtbarer, langgezogener Schrei ging Ned und seiner Schwester durch Mark und Bein. Es hörte sich an wie der Todesschrei eines Menschen.

Eine neue Möglichkeit, mit den Satansreptilien fertigzuwerden, hatte Ned Burnett somit gefunden. Drei Schlangen existierten noch. Er schob sie mit der Stange zurück.

Eine von ihnen wickelte sich sofort um das Holz. Mit ihr verfuhr Ned ebenso wie mit der ersten Bestie. Kraftvoll warf er sie Richtung Feuer. Ihr zusammengewundener Körper tauchte in die züngelnden Flammen ein, und es hatte den Anschein, als würde ihre Haut aus einem feuergefährlichen Material bestehen.

Zischend sauste die Flamme hoch, und wieder gellte so ein entsetzlicher Schrei durch das Schädelhaus. Ned lachte heiser.

»Fanny, sieh nur!« schrie er. »Wir schaffen es! Ich bring' diese Biester alle um!«

Er verteidigte sich nun nicht mehr, sondern griff die Höllenreptilien an.

»Sei vorsichtig, Ned!« warnte ihn seine Schwester. »Riskier nicht zuviel!«

»Ich mach' diese verfluchten Biester fertig!« Ned Burnett stach mit der Doppelspitze zu. Das Holz bohrte sich in den zuckenden Schlangenleib. Ned wußte, daß diese Verletzung nicht genügte, um das gefährliche Tier zu töten. Erst im Feuer war die Schlange erledigt.

Er hievte das geschuppte Scheusal hoch und trug es zur Feuerstelle. Ein lautes Zischen, ein noch lauterer Schrei… Dann war nur noch eine Schlange übrig.

Sie verzichtete darauf, Ned anzugreifen. Ihr war es wichtiger, sich in Sicherheit zu bringen. Rasch kroch sie von Ned fort. Sie versuchte, die steinerne Wendeltreppe zu erreichen, die zum Obergeschoß hinaufführte.

Doch Ned Burnett ließ das nicht zu. Die errungenen Erfolge verliehen ihm Auftrieb. Er klappte das Taschenmesser zu, steckte es ein, lehnte den »Speer« an die Wand.

»Ned!« schrie Fanny bestürzt, als sie das sah. »Was hast du vor? Willst du dich unbewaffnet mit diesem Scheusal messen?«

»Nein, so dumm bin ich nicht«, gab Ned Burnett zurück. »Ich weiß jetzt, was diese Biester nicht vertragen: Feuer!« Er packte einen brennenden Klotz und riß ihn aus der Feuerstelle.

Die Schlange geriet sofort in Panik. Zischend kroch sie über die Stufen, schob sich hastig die Treppe hoch, aber es konnte für sie kein

Entkommen geben.

Ned Burnett rannte zu ihr hin. Sie drehte sich um und wollte ihn beißen. Ihr Schädel zuckte auf ihn zu. Er schlug danach, traf auch; Funken spritzten nach allen Richtungen davon, und dieser eine Schlag genügte, um das Höllenwesen in eine hochschießende violette Flamme zu verwandeln.

Diesmal glaubte Ned Burnett, in diesem violetten Schein eine grauenerregende Fratze zu sehen. Weit riß sie das Maul auf, und dann hörte er diesen gräßlichen Todesschrei.

Als die Flamme in sich zusammenfiel und nichts mehr von der Schlange zu sehen war, endete der markerschütternde Schrei.

Ned warf den Klotz ins Feuer und lief zu seiner Schwester.

Freudestrahlend schloß er sie in seine Arme und vollführte mit ihr einen verrückten Tanz. »Siehst du!« jubelte er. »Hab' ich dir nicht gesagt, du brauchst keine Angst zu haben? Solange es deinen Bruder gibt, hast du nichts zu befürchten, Kleines.«

»Laß mich los!« stöhnte Fanny Burnett. »Mein Gott, du erdrückst mich doch!«

Er löste sich von ihr. »Es hat aufgehört zu regnen«, stellte er fest.

»Ich möchte dieses Schreckenshaus verlassen, Ned.«

»Kein Problem«, sagte er großsprecherisch. »Ich bin mit diesen Ungeheuern fertiggeworden, da muß doch auch die Tür aufzukriegen sein.«

Mit Muskelkraft allein schaffte er es nicht, obwohl er sich mächtig anstrengte. Aber als er dann wieder die Holzstange zu Hilfe nahm, mußte die Tür nachgeben.

Grinsend wies Ned nach draußen. »Bitte sehr. Und in einer halben Stunde sind wir zu Hause.«

Aber er sollte sich irren.

***

Murdock Vidor wurde nicht naß. Obwohl es aus Eimern geschüttet hatte, teilte sich der Regen über dem Schwarzblütler und klatschte vor, hinter und neben ihm auf den Boden.

Die Bestie verließ Torceston Richtung Todesmoor. In dieser Gegend gab es mehrere Sümpfe, die so genannt wurden. Man konnte fast behaupten, jedes Dorf hatte sein eigenes Todesmoor.

Auch bei Bodmoor, dem Nachbarort, gab es eines. Vidor wußte von Zakattas Schicksal. Phorkys hatte den Einäugigen für die Mitglieder der Zyklopensekte erschaffen, und ein Mann aus London, ein Dämonenjäger namens Tony Ballard, hatte ihn vernichtet.

Dieser Tony Ballard schien sehr gefährlich und kampferfahren zu sein. Vidor hätte sich mit ihm gern gemessen, doch der Dämonenjäger war längst nach London zurückgekehrt, und so würden sie einander

wohl niemals begegnen.

Vidor, die Bestie, bedauerte das, und er überlegte sich, ob er Zakattas Tod nicht rächen sollte. Es gab Mittel und Wege, Tony Ballard noch einmal in diese Gegend zu locken.

Murdock Vidor beschloß, diese Idee im Auge zu behalten. Vielleicht würde ihm Atax dabei zur Hand gehen.

Es war ihm recht, daß die Seele des Teufels ihm die Rückkehr ermöglicht hatte. Viele Jahre hatte er anderswo verbringen müssen, weil es der schwarzen Macht so gefallen hatte, aber er hatte sich an diesem Ort nicht wohl gefühlt. Er gehörte hierher.

Hier war sein Zuhause, und er war Atax dankbar dafür, daß dieser es durchgesetzt hatte, ihn hierher zurückzubringen. Jeder Baum, jeder Strauch, war Murdock Vidor noch bestens vertraut.

Er erinnerte sich noch gut an die vielen Schreckenstaten, die ihn weit über die Grenzen dieses Gebiets hinaus bekannt gemacht hatten. Als es kaum mehr jemanden gab, der sich bis zum Schädelhaus im Todesmoor vorwagte, suchte Murdock Vidor immer wieder Torceston heim.

Aber er tauchte auch in Bodmoor und in anderen Dörfern auf und verbreitete dort Angst und Schrecken. Alle hatten Angst vor der Bestie. Vidor beherrschte dieses Gebiet mit unbeschreiblicher Grausamkeit, und so sollte es wieder werden.

Atax hatte alles in die Wege geleitet. Von nun an würde ihm die Seele des Teufels freie Hand lassen. Das war ihm angenehm. Er mochte es nicht, wenn ihm jemand Vorschriften machte, er wußte selbst, was er tun mußte, um sich seinen alten Ruf schnellstes wieder zu erwerben.

Die Bestie schritt zielstrebig durch den Wald. Selbst Sumpfflächen wich sie nicht aus. Magie sorgte dafür, daß Murdock Vidor nicht einsank. Er ging immer geradeaus, brauchte keinen Umweg zu machen.

Als er dann endlich sein Schädelhaus erblickte, blieb er kurz stehen. Atax hatte inzwischen das Gewitter beendet. Der magische Regen hatte seine Aufgabe erfüllt und den festen Boden des Todesmoors wieder trügerisch und gefährlich werden lassen.

Die schweren grauen Wolken hatten sich aufgelöst, und Murdock Vidor blickte in die rote, untergehende Sonne. Bald würde es dunkel werden. Vidor liebte die Nacht wie alle Schwarzblütler, aber er brauchte – das unterschied ihn zum Beispiel grundlegend von Vampiren – keine Angst vor den Strahlen der Sonne zu haben.

Sie vermochte ihm nichts anzuhaben. Er lebte bei Tag genauso ungefährdet wie bei Nacht. Nur wenn es dunkel war, wenn die Nacht ihn wie ein riesiger schwarzer Mantel einhüllte, fühlte er sich besser, vor allem aber kräftiger.

Vidor wollte weitergehen, doch er verharrte mitten im Schritt, denn die Tür seines Schädelhauses öffnete sich, und der gelbe Schein flackernden Feuers fiel heraus.

Die Bestie sah ein junges Mädchen und einen Mann, der nicht viel älter war. Ein grausames Grinsen huschte über Murdock Vidors Gesicht. Zwei Opfer traten soeben aus seinem Haus!

***

Ich hatte damit gerechnet, daß wir hier einiges erleben würden, aber daß wir es mit einem entsprungenen Häftling zu tun bekommen würden, auf die Idee wäre ich nicht gekommen.

Chao Kai kochte innerlich vor Wut, davon war ich überzeugt, aber er besaß die großartige Gabe aller Chinesen, sich nichts davon anmerken zu lassen. Seelenruhig wirkte er.

Doch auch er lauerte auf seine Chance, und er war in dieser Beziehung kein Waisenknabe. Mit seinen Karatekünsten konnte er dem Verbrecher auch unbewaffnet gefährlich werden.

Vor allem die brettharten Handkanten waren Chao Kais Waffen.

Wir stellten uns nebeneinander. auf. »Wagenschlüssel!« blaffte der Sträfling. Später sollte ich erfahren, daß er Danny McGuire hieß.

»Stecken«, erwiderte ich ebenso knapp.

»Wir brauchen euren Wagen.«

»Darauf wäre ich nie gekommen.«

»Sei nur nicht vorlaut, sonst gibt’s was über die Rübe, Freundchen! Wie heißt du?«

»Tony Ballard.«

»Ich nehme an, der Peugeot gehört dir.«

»Richtig.«

»Ich wette, du leihst ihn uns gern.«

»Uns?«

»Ich hab’ einen Kumpel.«

»Zu Fuß gehen ist gesünder, als mit dem Wagen zu fahren.«

»Nicht für meinen Freund. Der hat sich möglicherweise den Knöchel gebrochen. Deshalb werdet ihr drei laufen – wo es doch ohnedies so gesund ist –, und wir werden fahren. Es kann nicht mehr weit bis nach Torceston sein. Wer weiß, vielleicht habt ihr Glück, und ein Wagen kommt vorbei, der euch mitnimmt.«

»Warum nehmt ihr uns nicht mit?«

»Wohl ‘ne Meise, Ballard,«

»War ja nur ‘ne Frage.«

»Ja, ‘ne ziemlich dämliche. Hast du schon mal einen Reifen gewechselt?«

»Darin bin ich Weltmeister.«

»Okay, laß mal sehen. Soll ich dir in die Hände spucken?«

»Bemüh dich nicht, das besorge ich schon selbst.« Der Mann war übervorsichtig. Er kam keinen Schritt näher. Somit war es mir unmöglich, ihn anzugreifen.

Ich hoffte, daß sich auch Chao Kai nicht dazu hinreißen ließ, denn der Gangster war offensichtlich ein guter Schütze. Er hatte den linken Vorderreifen meines Wagens garantiert nicht zufällig getroffen, und Chao Kai war ein größeres Ziel als der Pneu.

Bernard Hale regte sich nicht. Danny McGuire wies mit der Kugelspritze auf ihn. »Du scheinst mir der Besonnenste von euch dreien zu sein. Sag deinen Kameraden, sie sollen sich nichts einfallen lassen, sonst werden sie mit Blei gespickt.«

»Meine Freunde wissen selbst, was sie zu tun haben«, erwiderte der PSI-Professor eisig.

»Na hoffentlich«, brummte McGuire. »Wie ist dein Name?«

»Hale. Bernard Hale.«

»Und wie heißt der Chink?«

»Chao Kai.«

»Gut, jetzt weiß ich Bescheid. Ist zwar nicht wichtig, aber… Na los, Ballard, was stehst du hier noch rum? Hast du nicht gehört, was ich gesagt habe? Du sollst das Rad wechseln.«

»Ich will keine Kugel einfangen, wenn ich mich bewege.«

»Keine Angst, ich schieße nur, wenn du auf mich zukommst.«

Ich öffnete die Verriegelung der Motorhaube, denn im Motorraum befand sich der Wagenheber. Einen Moment lang überlegte ich, ob ich den Wagenheber nach dem Gangster schleudern und gleich hinterher springen sollte.

Wenn der Bursche sich damit aber nicht überraschen ließ, war ich erledigt. Ich verzichtete lieber auf dieses Experiment und löste die Metallklammer. Da ich mich über den Motorraum beugte, konnte der Sträfling nicht sehen, daß ich gleichzeitig ein Kabel löste.

Ich nahm es an mich, und wenn der Ganove mit dem Peugeot jetzt losfahren wollte, mußte er zaubern können. Während ich mich umdrehte, warf ich das kurze Kabel mit einer blitzschnellen, unbemerkten Handbewegung in den Wald hinter mir.

Dann holte ich das Reserverad unter dem Kofferraum aus der eisernen Halterung und begann mit meiner Arbeit.

»Von wegen Weltmeister!« maulte der Verbrecher.

»Bin ein bißchen eingerostet«, gab ich zurück.

»Ein lahmer Blinder ist schneller als du.«

»Wenn du’s besser kannst, überlasse ich dir die Arbeit gern.«

»Gleich kriegst du was aufs Maul, Ballard!«

Vielleicht war das eine Möglichkeit. Wenn er mich angriff, könnte ich ihn möglicherweise entwaffnen. Sollte ich ihn weiter provozieren? Wie weit durfte ich dabei gehen?

Was würde der Kerl tun, wenn ich den Bogen überspannte?

Wieviel war ihm das Leben eines Menschen wert? Nicht sehr viel, diesen Eindruck machte der Bursche jedenfalls auf mich.

Ich hatte den Wagen hochgekurbelt, nun nahm ich die Radzierkappe ab und löste die Muttern. Wenig später konnte ich den zerschossenen Reifen herunternehmen und das Reserverad an dessen Platz setzen.

Ich zog die Muttern wieder an, ließ den Peugeot herunter, zog die Muttern nach, brachte die Zierkappe an und verstaute den defekten Reifen.

Nachdem ich den Wagenheber wieder befestigt hatte, trat der Gangster unvermittelt auf mich zu. Er setzte mir seine Kanone hinter das Ohr.

Ich versteifte. Was sollte nun passieren? Wollte der Mann mich erschießen? Kalt und hart spürte ich den Lauf der Waffe an meinem Kopf. Es war kein angenehmes Gefühl.

Ich ließ die Motorhaube fallen. Sie rastete ein. Hatte der Verbrecher gemerkt, daß ich ein Kabel aus meinem Wagen geklaut hatte? Präsentierte er mir für diese Frechheit nun die Rechnung?

»Alle mal herhören!« rief der Sträfling. »Ich bleibe hier bei Ballard, während ihr zwei zu meinem Freund geht. Ihr bringt ihn zum Wagen. Aber behandelt ihn wie ein rohes Ei. Wenn er aufschreit, mach’ ich aus Tony Ballard einen Engel! Ist das klar?«

Bernard Hale und Chao Kai nickten.

»Dann mal los«, sagte Danny McGuire.

Verdammt, wir waren hier, um zu verhindern, daß das Böse um sich griff, und was mußten wir tun? Mit Schwerverbrechern lagen wir im Clinch. Inzwischen konnte der Keim des Bösen wachsen und gedeihen.

Jede verlorene Minute schlug für die Gegenseite zu Buche, aber es hatte keinen Zweck, dem Verbrecher das zu erklären. Er hätte mir kein Wort geglaubt, sondern angenommen, ich wollte ihn auf den Arm nehmen.

Solche Typen sind diesbezüglich zumeist überempfindlich. Niemand darf sie verschaukeln, das haben sie nicht gern. Sie wollen für voll genommen werden. Der Geltungsdrang von Gangstern ist oft besonders stark ausgeprägt.

»King!« rief McGuire.

»Ja, Danny!« kam es aus dem Wald.

»Zwei Gentlemen sind so freundlich, dich zum Wagen zu tragen. Zeig ihnen sicherheitshalber deinen Ballermann, damit sie wissen, wo’s langgeht.«

»Okay.«

Hale und Chao Kai holten den zweiten Sträfling. Noch nie hatte ich mir Atax’ Erscheinen gewünscht, doch ich glaubte, jetzt wäre mir die Seele des Teufels willkommen gewesen, denn der Geschlechtslose

hätte die Situation blitzartig umdrehen können.
Aber es lag nicht in seinem Interesse, uns, seinen Feinden, zu helfen. Deshalb tauchte Atax auch nicht auf. Vielleicht wußte er nicht einmal von der brenzligen Lage, in der ich mich befand, und plötzlich war ich davon überzeugt, daß das eher von Vorteil war, denn die Seele des Teufels hätte Einfluß auf den Geist des Verbrechers nehmen können.
Dann hätte der Kerl mit Sicherheit abgedrückt, und mir wäre die Kugel hinter dem Ohr in den Schädel gedrungen. Nein, es war besser, wenn Atax blieb, wo er war und sich hier nicht einmischte. Es war vor allem gesünder für mich.
Chao Kai und Professor Hale schleppten den humpelnden Sträfling zum Peugeot. Er hielt einen Revolver in seiner Rechten. Ich fragte mich, wie es diesen Brüdern gelungen war, im Zuchthaus von Dartmoor an die Kanonen zu gelangen.
Es gibt wohl kein Gefängnis auf der Welt, dessen Sicherheitsmaßnahmen so straff sind, daß nichts hinein oder hinaus gelangt.
In allen Gefängnissen kann man sich mit Geld so einiges richten.
Anscheinend verfügten diese beiden Kerle über die nötige Barschaft.
»Setzt ihn auf den Beifahrersitz!« verlangte Danny McGuire.
Chao Kai und Professor Hale gingen um das Fahrzeug herum.
»Vorsicht!« sagte King Hayworth. »Gebt gut auf mein linkes Bein acht. Wenn mir der Knöchel euretwegen wehtut, ballere ich euch mein Monogramm in die Figur!«
Sobald Hayworth im Wagen saß, nahm Danny McGuire die Knarre von meinem Kopf. Das registrierte ich mit Erleichterung.
Aber die Spannung fiel von mir noch nicht ab, denn die Situation spitzte sich zu.
Danny würde wahrscheinlich durchdrehen, wenn er das Fahrzeug nicht starten konnte. Der Gangster versetzte mir einen Stoß. »Geh zu deinen Freunden, Ballard!«
Ich begab mich zu Bernard Hale und Chao Kai. Danny setzte sich in meinen Peugeot und wollte den Motor starten. Es klappte nicht, konnte nicht klappen. Das Kabel…
Der Verbrecher fluchte. Er versuchte es noch einmal. Kein Erfolg. »Ballard!« brüllte er und sprang mit zornfunkelnden Augen aus dem Fahrzeug. »Komm her! Bring die Karre in Gang!«
»Das verstehe ich nicht«, sagte ich scheinheilig. »Vorhin lief der Motor doch noch einwandfrei.«
»Die Blechschleuder ist reif für den Schrotthaufen!« wetterte Danny. »Setz den Motor in Bewegung, Ballard, sonst werde ich verrückt!«
Ich stieg ein und wußte, daß ich gleichfalls kein Glück haben würde, aber ich spielte den Überraschten. Drei-, viermal drehte ich den Schlüssel um. Nichts passierte.

Ich hatte nichts anderes erwartet. »Also, ich begreife das nicht. Vielleicht ist das Gewitter daran schuld«, sagte ich. »Peugeots sind ein bißchen anfällig für Nässe.«

»Und ich bin anfällig für Kerle, die mich für dumm verkaufen möchten!« schrie der Verbrecher und stemmte die Motorhaube hoch. »Verdammt!« stieß er im nächsten Augenblick wutschnaubend hervor. »Das Kabel! Hier fehlt ein Kabel! Ballard, wo ist es?«

Er packte mich und riß mich aus dem Wagen.

»Ich leg' dich um, du Hund!« schrie er, daß ihm die Adern weit aus den Hals traten.

Aber das tat er dann doch nicht. Er hieb mir nur seine Waffe gegen die Schläfe, und ich verlor das Bewußtsein.

***

Fanny und Ned Burnett traten aus dem Schädelhaus. Sie waren unbeschreiblich froh, all die Gefahren unbeschadet überstanden zu haben. Ned verwendete die hölzerne Lanze wie einen Wanderstab. Die Zwillingsspitze wies nach oben.

Sie traten in den allmählich erlöschenden Schein der sinkenden Sonne und hatten den Wunsch, noch vor Einbruch der Dunkelheit Torceston zu erreichen.

»Sobald wir zu Hause sind, rufe ich Bill Whyler an«, sagte Ned.

»Er wird mir morgen früh helfen, mit seinem Kranwagen unser Fahrzeug zur Straße zurückzuschleppen.«

»Kann Bill mit dem Kranwagen denn so weit in den Wald hineinfahren?« fragte Fanny.

»Er wird das schon irgendwie schaffen.«

»Was für ein Tag«, seufzte Fanny. »So viel Angst hatte ich noch nie. Glaubst du nun die unheimlichen Geschichten, die man sich vom Schädelhaus im Todesmoor erzählt?«

»Wir wollen es vergessen«, sagte Ned Burnett ausweichend.

»Laß uns zusehen, daß wir nach Hause kommen.«

Sie traten aus dem Schatten des Schädelhauses, und plötzlich spannte sich Fannys Körper.

»Was ist denn nun schon wieder?« fragte Ned.

»Hast du's nicht gehört?«

»Nein. Was denn?«

»Da hat doch eben jemand geröchelt.«

Jetzt hörte es Ned Burnett auch. »Herrje, da scheint es einem schlechter als uns ergangen zu sein!« stieß er aufgeregt hervor.

Die Hilfsbereitschaft der beiden war beispiellos. Eben erst waren sie selbst dem Tod nur knapp entronnen, doch anstatt nun die Flucht zu ergreifen und nichts anderes im Sinn zu haben, als Torceston zu erreichen, wollten sie nach dem Menschen sehen, der so schrecklich

röchelte.

Wie hätten sie ahnen sollen, daß es in diesem einen Fall grundfalsch war, edel zu sein? Niemand brauchte wirklich Hilfe. Sie wurden getäuscht, und sie fielen prompt darauf herein.

Fanny klammerte sich an ihren Bruder. Ned klammerte sich an seine hölzerne Lanze. An seinen Fingern klebte immer noch schwarzes Dämonenblut. Das Röcheln verstummte.

»Wir kommen zu spät«, flüsterte Fanny. Mit großen Augen blickte sie auf einen dicht belaubten Busch, hinter dem jemand liegen mußte.

»Bleib hier stehen«, sagte Ned und löste sich von seiner Schwester. »Rühr dich nicht von der Stelle, okay?«

»Okay. Sei vorsichtig, Ned.«

»Klar.« Er ging allein weiter und rechts an dem Busch vorbei. Er sah die Beine eines Mannes, der auf dem Boden lag, trat näher, beugte sich über ihn und sah, daß er einen Fremden vor sich hatte.

Der Mann wies keinerlei äußere Verletzungen auf. Sonderbar.

Warum hatte er dann so schaurig geröchelt? Ned streckte vorsichtig den Arm aus. Er zögerte einen Augenblick, den Mann, der mit geschlossen Augen auf dem Rücken lag, zu berühren.

Dann faßte er ihn aber doch an, und der Fremde öffnete die Augen. Fanny hielt sich nicht an die Weisung ihres Bruders. Sie trat neben ihn und blickte den Unbekannten gespannt an.

»Was ist passiert?« fragte Murdock Vidor. »Wer sind Sie?«

»Ich bin Ned Burnett, das ist meine Schwester Nelly. Wir wohnen in Torceston. Sie wissen nicht, was geschehen ist, Sir?«

Vidor, die Bestie, richtete sich auf. Er spielte den Benommenen.

»Wie komme ich hierher?«

»Keine Ahnung. Wir hörten Sie röcheln und suchten Sie. Sie sind nicht aus Torceston.«

»Nein, aus Bodmoor«, log Murdock Vidor. Er schickte sich an, aufzustehen.

»Vielleicht sollten Sie noch liegen bleiben, Sir«, sagte Ned. »Oder fühlen Sie sich wieder okay? – Wir… wir waren im Schädelhaus. Sie haben sicher schon davon gehört.«

Die Bestie nickte. »Wer kennt es nicht, das Schädelhaus im Todesmoor.«

»Murdock Vidor soll früher darin gewohnt haben.«

»Das ist richtig, und er wird wieder darin wohnen.«

»Sie meinen… Woher wissen Sie das?«

Der Fremde grinste breit. »Nun, vielleicht bin ich Murdock Vidor!«

Fanny wich erschrocken zurück. »Die Bestie!« stieß sie heiser hervor.

Und im selben Moment setzte bei Murdock Vidor die Metamorphose ein. Er verwandelte sich in ein grauenerregendes Ungeheuer. Sein Gesicht wurde so grau wie der Felsen des Schädelhauses.

Unter der Haut schienen Fäuste zu kämpfen. Das Gesicht wurde größer, war ständig in Bewegung. Der Schädel wuchs in die Höhe, und eine Art Hornkamm bildete sich, der zum Nacken des Untiers hinunterwuchs.

Das Gebiß sprang weit hervor. Die spitzen, langen Zähne hatten beinahe keinen Platz im Maul der Bestie, deren Atem mit einemmal schrecklich nach Verwesung roch.

Ein gelbes Feuer loderte in den geschlitzten Augen des Monsters, die kräftigen Brustmuskeln fingen von innen heraus zu glühen an. Die Hände wurden zu tödlichen Pranken, aus den Fingern wuchsen schwarze Krallen.

Ein dröhnendes Gebrüll entrang sich der Kehle des Scheusals.

Fanny ergriff schreiend die Flucht. Ned Burnett folgte ihr. Er holte sie ein, überholte sie in seiner Panik.

»Ned!« kreischte sie plötzlich.

Er wirbelte herum und sah, daß sie gestürzt war. »Schnell, Fanny! Steh auf!«

Die Bestie stampfte heran. Fanny wälzte sich auf dem Boden entsetzt herum und riß abwehrend einen Arm hoch, während sie sich mit dem anderen hochstemmte.

Ned bangte um das Leben seiner Schwester. Die Bestie wuchtete sich vorwärts, und Ned blieb nichts anderes übrig, als sich dem schrecklichen Ungeheuer entgegenzuwerfen.

Er holte mit seinem Speer aus, richtete ihn gegen das aufgerissene Maul des Untiers und stieß zu. Gleichzeitig brüllte er: »Bring dich in Sicherheit, Fanny!«

Das Mädchen sprang auf. Ned legte seine ganze Kraft in den Stoß, doch die Bestie war ungemein wendig. Die Doppelspitze verfehlte das Ungeheuer. Murdock Vidor hieb mit der Pranke zu.

Ned hechtete zur Seite und entging dadurch dem Treffer. Fanny blieb stehen. »Lauf!« brüllte Ned. »Lauf um dein Leben!«

»Aber du…«

»Kümmere dich nicht um mich!«

Das konnte sie nicht. »Ich hole Hilfe!« rief sie und jagte in den dämmrigen Wald hinein. Sie machte sich etwas vor. Jede Hilfe würde zu spät kommen. Ned konnte unmöglich solange durchhalten, bis sie jemanden fand, der bereit war, sie zum Schädelhaus zu begleiten.

Würde sich überhaupt jemand in Torceston finden lassen, der so viel Mut aufbrachte? Torceston! Wo lag es im Augenblick? Am Ende der Welt! Fanny lief, so schnell sie konnte, aber es war nicht schnell genug.

Ned kämpfte indessen mit dem Herzen eines Löwen. Aber ihm war klar, daß auch sein Heil nur in der Flucht lag. Obwohl er das wußte, stürmte er noch nicht davon.

Fanny brauchte einen Vorsprung. Erst wenn sie den hatte, würde auch er versuchen, sich aus dem Staub zu machen. Bis dahin kämpfte er um sein und um Fannys Leben.

Sollte er es schließlich nicht schaffen, dann sollte wenigstens seiner Schwester ein so grausames Ende erspart bleiben. Mutig warf er sich der Bestie erneut entgegen.

Immer wieder stach er mit der Doppelspitze nach dem Ungeheuer. Murdock Vidor hieb nach Neds Lanze, verfehlte sie, und diesmal schaffte es der tapfere Junge, dem Monster die Holzstange tief ins Maul zu stoßen.

Wie Fangeisen klappten die Zahnreihen zu und bissen das Holz mühelos durch. Ned Burnett traute seinen Augen nicht. Er sah das faserige Ende der Stange. Die Spitze spie ihm die Bestie im selben Moment vor die Füße.

Daraufhin verwendete Ned das Holz wie einen Schlagstock.

Kraftvoll holte er aus. Surrend schwang das Holz durch die Luft und landete auf dem furchtbaren Schädel des Ungeheuers.

Vidor schüttelte sich. Ned Burnett dachte, der Treffer hätte Wirkung erzielt. Er spürte, daß der Boden hinter ihm morastig zu werden begann, und ihm kam blitzartig eine Idee.

Der Sumpf sollte dem Monster zum Verhängnis werden. Er beschrieb einen Halbkreis. Murdock Vidor fuhr herum. Ned rammte ihm die Stange gegen die glühenden Brustmuskeln und hoffte, das Scheusal damit ins Todesmoor zu Stoßen.

Tatsächlich wankte Murdock Vidor vier Schritte zurück. Eigentlich hätte er in den Schlamm einsinken müssen. Jedem Menschen wäre das passiert, und Ned Burnett rechnete mit der Hilfe des Sumpfs.

Doch zu seiner Verblüffung mußte er erkennen, daß er sich verrechnet hatte. Keinen Millimeter tief sank die Bestie in den Morast ein. Für Murdock Vidor schien der schlammige Boden granithart zu sein.

Er trug ihn! Das Moor trug die Bestie! Als Ned Burnett das sah, begriff er, daß er diesem Scheusal nicht beikommen konnte.

Flieh! schrie ihm eine innere Stimme zu. Lauf weg! Du hast nur noch diese eine Chance!

Das Untier stampfte auf ihn zu. Er zog den schweren Stock waagerecht durch die Luft und hieb ihn dem Ungeheuer quer über die grauenerregende Fratze. Murdock Vidor erwischte die Stange mit beiden Pranken.

Er entriß sie dem jungen Mann, hob sein Knie, zerbrach die Stange und schleuderte sie in den Morast. Ehe sich die Bestie auf Ned stürzte, drehte sich dieser herum und hetzte los.

Er achtete nicht darauf, wohin er rannte. Nur weg von hier!

hämmerte es ununterbrochen in seinem Schädel. Mit langen Sätzen

keuchte er durch den Wald. Würde er stark genug sein, um dieses Tempo durchzuhalten?

Er hatte gegen die Höllenschlangen gekämpft. Das hatte ihn einiges von seiner Substanz gekostet. Doch die nackte Angst glich dieses Manko aus, indem sie seine allerletzten Kraftreserven mobilisierte.

Er war sich der Tatsache bewußt, daß er nur dann am Leben bleiben würde, wenn er schneller war als Murdock Vidor, aber das würde schwierig sein, sehr schwierig.

Die Bestie brach hinter ihm knurrend durch die Büsche. Während Ned Burnett immer wieder gezwungen war, die Richtung zu ändern, weil Schlammlöcher und Dornengestrüppe für ihn unüberwindliche Hindernisse darstellten, schlug das Ungeheuer den geraden Weg ein und holte zwangsläufig auf.

Murdock Vidor drängte Ned ab. Der junge Mann mußte mehrmals einen Haken nach links schlagen. Vidors Taktik war für Ned Burnett in diesem Moment noch nicht erkennbar.

Die Bestie legte es darauf an, ihr Opfer zum Schädelhaus zurückzutreiben, und ihr gelang das auch. Lange merkte es Ned Burnett nicht. Atemlos keuchte er durch den stellenweise ziemlich dichten Wald. Als die Bäume schließlich auseinanderrückten, erkannte der junge Mann, daß er gewissermaßen im Kreis gelaufen war. Er hatte das Todesmoor vor sich. Sein Herz hämmerte wie eine Dampframme.

Ohne stehenzubleiben überlegte er, was er jetzt noch für Chancen hatte. Vielleicht führte irgendwo ein Weg durch das trügerische Moor, doch Ned konnte sicher sein, daß er ihn nicht finden würde.

Nein, wenn er sich ins Moor wagte, war er mit Sicherheit verloren. Die einzige Möglichkeit, die sich ihm im Moment anbot, war das unheimliche Schädelhaus.

Er war mit den Höllenschlangen fertiggeworden. Zum Teufel, es mußte doch auch der Bestie beizukommen sein! Irgendeine Möglichkeit mußte es geben, mit Murdock Vidor fertigzuwerden.

Aber würde er, Ned, sie entdecken? Es war keine Zeit für lange Überlegungen. Ned konnte nur hoffen, daß es ihm gelang, das Ungeheuer solange auszusperren, bis Hilfe kam.

Fanny, lauf! Lauf um mein Leben! schrie es in Ned Burnett. Ich versuche durchzuhalten! Aber wenn mir niemand zu Hilfe kommt, wird diese verfluchte Bestie mich fressen!

Schweißüberströmt und schwer atmend erreichte Ned Burnett das Schädelhaus. Er stürmte hinein. Das Feuer brannte immer noch. Ned schleuderte die Tür zu, holte einen rohgezimmerten Stuhl und stemmte ihn dagegen.

Murdock Vidor kam draußen an. Entsetzliche Laute ausstoßend, warf er sich gegen die Tür. Das ganze Haus schien zu beben.

Ned stemmte sich auch gegen die Tür. Die Bestie hieb mit ihren Pranken gegen das Holz. Ned hörte, wie Vidors Krallen darüberkratzten und dicke Späne herausrissen.

Gehetzt blickte sich der junge Mann um. Er mußte auch noch den Tisch holen. Der Stuhl allein war zuwenig. Früher oder später würde dieser dem kraftvollen Ansturm des Monsters nachgeben.

Ned stieß sich von der Tür ab. Er lief zum Tisch, der so schwer war, daß man meinen konnte, er wäre am Boden festgeschraubt.

Der junge Mann plagte sich damit, während Murdock Vidor draußen immer wilder wurde.

Er wollte endlich herein! Da der große Tisch zu schwer war, disponierte Ned Burnett blitzschnell um. Er war den Teufelsschlangen mit Feuer beigekommen.

Es war beinahe leicht gewesen, sie zu besiegen. Vielleicht konnte man auch Murdock Vidor mit Feuer gefährlich werden. Ich muß es versuchen! dachte Ned aufgeregt.

Die Bestie warf sich abermals gegen die Tür. Der Stuhl rutschte weg und knallte auf den Boden. Die Tür öffnete sich einen halben Meter. Ein Prankenhieb schleuderte sie zur Seite.

Als sie gegen die Wand krachte, erreichte Ned Burnett die Feuerstelle. Er packte mit beiden Händen einen brennenden, vorne spitz zulaufenden Holzklotz und wirbelte herum.

Breitbeinig stand Murdock Vidor in der Tür. Die Bestie war wieder zu Hause! Fauchend kam das Ungeheuer näher. Hatte es keine Angst vor dem Feuer? Oder ahnte es nichts von der verderblichen Gefahr des Feuers?

Vidor setzte sich in Bewegung. Ned schluckte trocken. Er bereitete sich auf die Fortsetzung des mörderischen Kampfes vor. Er hängte seine ganze Hoffnung an die Kraft des Feuers.

Wenn es ihm damit nicht gelang, sich die Bestie vom Leib zu halten, war er verloren. Die gelbe Glut in Vidors Augen wurde stärker. Schaurige Laute stieß das Monster aus.

Ned lief es eiskalt über den Rücken, obwohl er schwitzte. Mit beiden Händen hielt er dem Scheusal das brennende Holzscheit entgegen.

Murdock Vidor schien davon wenig beeindruckt zu sein. Konnte man ihm mit Feuer nichts anhaben? War er gegen Flammen immun? Bestand seine Monsterhaut nicht auch aus einem so leicht brennbaren Material?

Gleich würde es sich zeigen. Ned zitterte. Was für ein schrecklicher Tag! dachte er. Ist es mein letzter?

Lauf, Fanny…!

Er konnte nicht mehr länger stillstehen. Mit einem Schrei, in dem Wut und Verzweiflung lagen, warf er sich der Bestie entgegen. Er wollte Vidor die verkohlte Spitze des Klotzes in die Brust rammen.

Das Ungeheuer richtete sich brüllend zu seiner vollen Größe auf.

Es hob die Pranken, breitete sie aus, ohne zuzuschlagen. Fast hatte es den Anschein, als würde Murdock Vidor mit Absicht dem jungen Mann seine ungeschützte Brust darbieten.

Die verkohlte Spitze traf. Glühende Funken stoben nach allen Seiten davon, die Spitze brach, drang nicht in den Körper des Scheusals ein. Das Feuer leckte zwar bis zum Hals des Monsters hoch, doch Murdock Vidor ging nicht in Flammen auf, wie das mit den Schlangen passiert war.

Für Ned Burnett brach in diesem erschütternden Augenblick eine Welt aus strohdünnen Hoffnungen zusammen. Verloren! gellte es in seinem Kopf. Jetzt bist du verloren!

Kraftlos ließ Ned den Holzklotz sinken. Seine Finger öffneten sich, das Holz fiel auf den Steinboden. Er schloß mit seinem Leben ab und wunderte sich, wie leicht es war.

Langsam wich er zurück. Er erreichte die steinerne Wendeltreppe, stieg kreidebleich die Stufen hoch – und Murdock Vidor, die Bestie, folgte ihm!

***

Als ich das Bewußtsein wiedererlangte, stand mein Peugeot verlassen auf der Straße, und die Gangster lagen hinter Büschen auf der Lauer.

Sie warteten auf einen anderen Wagen, den sie kapern konnten.

Demnach hatten sie das Kabel, das ich in den Wald geschleudert hatte, nicht gefunden. Irgendwann würde bestimmt ein Fahrzeug vorbeikommen und höchstwahrscheinlich anhalten, denn mein Peugeot stand beinahe verkehrsbehindernd auf der Fahrbahn.

Der Fahrer würde nachsehen, was los war, und diese Gelegenheit würde sich Danny McGuire nicht entgehen lassen. Dann hatte er endlich den fahrbaren Untersatz, den er für sich und seinen Komplizen brauchte.

King Hayworth saß auf dem Boden, lehnte mit dem Rücken an einem Baum und hielt Professor Hale und seinen Lieblingsschüler mit seiner Waffe in Schach. Als ich den Kopf ächzend hob, richtete sich die Kanone automatisch auf mich.

»Sieh einer an, unser Schlaumeier ist wieder da!« sagte Danny McGuire spöttisch. »Gut geschlafen, Ballard?«

»Einigermaßen«, gab ich kühl zurück. »Warum hast du mich nicht umgelegt?«

»Weil ich dich noch brauche.«

»Wozu?«

»Wo ist das Kabel?«

»Irgendwo im Wald.«

»Du weißt, wohin du es geworfen hast. Du wirst es suchen. Wenn du

es findest, brauchen wir auf keinen anderen Wagen zu warten. Du möchtest doch nicht, daß noch mehr Leute Schwierigkeiten kriegen, oder? Überleg mal: in dem Fahrzeug, das möglicherweise demnächst hier vorbeikommt, könnte ein altes Ehepaar sitzen. Oma und Opa haben ein schwaches Herz. Wenn ich sie mit meiner Knarre erschrecke, trifft sie vielleicht der Schlag. Das ginge dann natürlich auf dein Konto. Kannst du das verantworten?«

»Du hast eine rege Phantasie.«

»So könnte es doch kommen.«

»Es könnte aber auch ein Kerl auftauchen, der keine Angst vor dir hat, den Lauf deines Ballermanns verbiegt und dir eine Ohrfeige gibt, bei der du die Engel singen hörst.«

Danny grinste breit. »Ist ein großer Wunschtraum von dir, eh? Er wird nicht in Erfüllung gehen. Los, Ballard, steh auf! Du hast lange genug auf der faulen Haut gelegen! – King, du gibst inzwischen gut auf Hale und den Chink acht. Sieh zu, daß sie dir nicht abhanden kommen.«

»Keine Sorge, sowie sich einer bewegt, fällt er um«, erwiderte King Hayworth.

Ich stand noch leicht benommen auf meinen Beinen. Mein Schädel brummte. Ich hätte Danny den Schlag, den ich von ihm erhalten hatte, gern zurückgegeben. Nun, vielleicht bot sich bald die Gelegenheit dazu. Ich würde die Hoffnung jedenfalls nicht aufgeben. Der Verbrecher mußte nur einen Moment lang unachtsam sein, dann würde er meine Fäuste zu spüren kriegen.

»Vorwärts, Ballard!« kommandierte er. Da hörten wir das Knacken von Ästen, das Keuchen eines Menschen. Danny zischte sofort: »Stopp!« Er und sein Komplize ließen ihre Waffen blitzschnell verschwinden, aber die Kanonen würden sofort wieder zum Vorschein kommen, wenn wir uns zu einer Unbesonnenheit hinreißen ließen.

Zweige wurden zur Seite geschlagen, und dann erblickten wir alle ein bleiches, verstörtes Mädchen. Ihre Augen waren rotgeweint. Sie mußte etwas Entsetzliches erlebt haben.

Ich weiß nicht, wie es Bernard Hale und Chao Kai ging, ich dachte jedenfalls sofort an Murdock Vidor, dessen Rückkehr wir verhindern wollten. So, wie das Mädchen aussah, mußte es der Bestie begegnet sein.

Atax hatte es also wieder einmal geschafft. Vidor machte bereits wieder die Gegend unsicher. Verdammt!

Als das dunkelhaarige Mädchen uns erblickte, rief sie: »Hilfe! Ich bitte Sie, helfen Sie! Mein Bruder…! Ned! Er ist in großer Gefahr! Er… er kämpft mit Murdock Vidor…! O Gott, Sie müssen ihm beistehen, sonst ist er verloren!«

Hilfe durfte sie von Danny McGuire und King Hayworth nicht

erwarten. Die würden keinen Finger für Ned rühren, es sei denn, es lag in ihrem Interesse, das war aber nicht der Fall.

Warum sollten sie sich für jemanden einer Gefahr aussetzen?

Danny McGuire ließ die biedere Maske, die er vorübergehend aufgesetzt hatte, vorläufig noch nicht fallen.

Er sagte, wir hätten eine Panne mit dem Wagen, und sein Freund habe sich am Bein verletzt. Das Mädchen nannte seinen Namen und berichtete hervorsprudelnd, was geschehen war.

Wir erfuhren von der vom Blitz gespaltenen Eiche, die irgendwo Richtung Torceston auf der Fahrbahn lag und die Straße unpassierbar machte. Fanny Burnett erzählte, daß ihr Bruder versucht habe, durch den Wald auszuweichen, daß sie dann aber mit dem Wagen rettungslos steckengeblieben seien.

Danny McGuire warf mir einen triumphierenden Blick zu. »Na also, da haben wir ja eine Karre. Wir werden sie mit vereinten Kräften flottkriegen, nicht wahr, Ballard?«

Ich gab ihm keine Antwort. Er wollte auch keine hören. Es war eine rhetorische Frage gewesen. Den Gangster interessierte nicht, was Fanny weiter hervorsprudelte.

Aber Chao Kai, Bernard Hale und ich hörten ihr aufmerksam zu.

Den jungen Mann konnte nur noch ein Wunder retten, doch wie oft passieren die schon? Fanny erkannte die Situation nicht richtig. Sie glaubte, man würde ihr helfen, ihrem Bruder beistehen, aber die Verbrecher dachten nicht daran.

Seit Danny McGuire etwas von einem Wagen gehört hatte, der hier irgendwo im Wald herumstand, dachte er nur noch daran, sich das Fahrzeug zu holen. »Du führst uns zu eurem Wagen, Mädchen!« sagte er rauh.

»Aber Ned…«

»Ned kümmert uns nicht. Wir wollen euren Wagen haben!«

schnarrte Danny McGuire.

»Und was wird aus Ned?«

»Das ist mir piepegal, Kleine!« Der Sträfling zeigte ihr nun seinen Revolver.

Fanny erstarrte, und McGuire erklärte ihr die Situation. Abschließend sagte er: »Meinetwegen soll dieses Monster deinen Bruder fressen, das kratzt mich nicht… Und im übrigen glaube ich nicht, daß es sich tatsächlich um ein Ungeheuer handelt. Wer weiß, was du in deiner Hysterie gesehen hast… Los, wir gehen!«

Fanny brach in Tränen aus. Die Enttäuschung, die grenzenlose Verzweiflung ließen sie blind vor Wut reagieren. Es war lebensgefährlich, sich auf Danny McGuire zu stürzen, aber Fanny war nicht mehr Herr ihrer Sinne.

»Sie herzloser Bastard!« schrie sie und wollte dem Sträfling das

Gesicht zerkratzen.

Wenn er sie nicht gebraucht hätte, hätte er sie bestimmt jetzt auf der Stelle niedergeschossen. Er beschränkte sich darauf, ihr auszuweichen und sie mit zwei Schlägen ins bleiche Gesicht zur Besinnung zu bringen. Die Schläge taten mir weh. Ich wollte auf McGuire losgehen. Er zuckte herum, und ein kaltes Feuer loderte in seinen Augen, während er mich in die Mündung seiner Waffe blicken ließ.

»Na los, Ballard, versuch's. Spiel den Helden, damit ich dich mit Blei vollpumpen kann.«

Ich starrte den verdammten Kerl wütend an. »Schlag das Mädchen nicht noch mal!« knurrte ich.

Er bleckte die Zähne. »Willst du Idiot mir allen Ernstes drohen?«

»Ich warne dich! Rühr Fanny nicht mehr an!«

Er nahm sich nicht die Zeit für eine Kraftprobe. Es war ihm wichtiger, den Wagen der Burnetts in seinen Besitz zu bringen.

Auf seinen Befehl hin mußten Bernard Hale und Chao Kai seinen Komplizen tragen, und Fanny und ich mußten vor seinem Revolver gehen.

Wir folgten dem Lauf der Straße, erreichten die Stelle, wo die halbe Eiche auf der Fahrbahn lag, und entdeckten die Reifenspuren im schlammigen Waldboden, die zum Wagen der Burnetts führten.

Fanny ging es miserabel. Ich stützte sie, um es ihr etwas leichter zu machen. Sie weinte um ihren Bruder. »Er hat sich für mich geopfert«, schluchzte sie.

»Vielleicht gelang ihm auch die Flucht«, sagte ich, um ihr eine vage Hoffnung ins Herz zu pflanzen. Aber war das richtig? Würde sie später dann nicht noch mehr zusammenklappen?

Wir erreichten die Stelle, wo sich der Wagen der Burnetts festgefahren hatte. Danny McGuire stieg sofort in das Fahrzeug. Professor Hale und Chao Kai mußten seinen Komplizen wieder neben ihn setzen, und dann hatten wir alle die Ehre, zu versuchen, das Fahrzeug flottzukriegen.

Doch wir strengten uns nicht an. McGuire gab Gas. Die Pneus drehten sich durch und wühlten sich immer tiefer in den Schlamm. Vielleicht hätten wir das Fahrzeug flottgekriegt, wenn wir uns alle drei voll eingesetzt hätten, aber wir taten nur so, und so blieb der Wagen rettungslos stecken.

»Okay!« schrie McGuire zornig. »Dann machen wir's eben anders!«

Er sprang aus dem Auto. Chao Kai und der Professor mußten wieder King Hayworth aufnehmen, und dann hieß unser neues Ziel… das Schädelhaus im Todesmoor!

Fanny versuchte den kürzesten Weg dorthin zu finden. Ihre Spannung wuchs von Minute zu Minute. Sie klammerte sich verzweifelt an die Hoffnung, daß Ned noch lebte.

Und ganz wollte auch ich nicht ausschließen, daß ein Wunder den jungen Mann gerettet hatte. Fanny schaffte es, tatsächlich den kürzesten Weg zu finden. Als ich das Schädelhaus zum erstenmal zu Gesicht bekam, spürte ich, wie mir ein kalter Schauer über den Rücken lief.

Ich erinnerte mich an die Zeichnung, die mir Professor Hale gezeigt hatte. Ein Mensch mit einer ganz besonders ausgeprägten Beobachtungsgabe mußte sie angefertigt haben, denn ich fand hier jedes Detail wieder.

Fanny blickte sich suchend um. Sie entdeckte nirgendwo ihren Bruder. Das bestärkte sie in ihrer Hoffnung, daß auch ihm die Flucht gelungen war. Ich kniff mißtrauisch die Augen zusammen.

Wo war Murdock Vidor? Befand er sich in seinem unheimlichen Haus? Lag er dort auf der Lauer? Wenn ja, dann würden die beiden Sträflinge in Kürze ihr blaues Wunder erleben.

Danny glaubte an kein Ungeheuer. Die Wirklichkeit würde ihn eines Besseren belehren. Aber ich war nicht sicher, ob ich mir das Auftauchen der Bestie wünschen sollte.

Auch für uns stellte Murdock Vidor eine tödliche Gefahr dar, denn wir konnten uns nicht auf den Kampf vorbereiten, solange uns dieser hirnverbrannte Gangster mit seinem Revolver bedrohte.

»Ulkiges Haus«, sagte Danny McGuire und lachte. »Was sagst du dazu, King?«

»Hier sind wir vorerst mal sicher. Ich wette, es gibt kaum jemanden, der es wagt, hierher zu kommen.«

»Meine ich auch. Einer wird sich aber überwinden müssen: Henry Lindsay. He, Fanny, du kennst doch Lindsay, nicht wahr? Er wohnt wie du in Torceston.«

»Ja, ich kenne ihn«, antwortete Fanny.

»Besitzt er zufällig einen Geländewagen?«

»Ja.«

»Ist ja großartig«, sagte McGuire und lachte. »Dann wirst du jetzt nach Torceston gehen und ihn bitten, uns abzuholen. Wir warten solange in diesem komischen Haus auf ihn.«

Ich betrat das Schädelhaus als erster. Ein Stuhl lag auf dem Boden. Daneben lag ein rauchender Holzklotz. Das Feuer, das Ned Burnett gemacht hatte, war schon ziemlich niedergebrannt.

Nichts passierte. Murdock Vidor ließ sich nicht blicken. Auch von Ned Burnett fehlte jede Spur. Professor Hale und Chao Kai setzten King Hayworth auf eine Holzbank.

Der Knöchel des Gangsters war dick geschwollen. Ein Arzt hätte sich darum kümmern müssen. King Hayworth legte seinen Revolver vor sich auf den Tisch und lagerte das verletzte Bein hoch.

Wo ist Vidor? fragte ich mich. Jagt er noch hinter Ned Burnett her?

Oder hat er ihn bereits erwischt? Befindet er sich in seinem Haus? Oben? Oder schleicht er draußen durch den dämmrigen Abend?

»Du kennst deine Aufgabe, Baby«, sagte Danny McGuire zu Fanny Burnett. »Geh nach Torceston. Aber verlauf dich nicht wieder. Hol Henry Lindsay her. Sag ihm, wir warten hier auf ihn.«

»Was ist, wenn er sich weigert, zu kommen?«

»Das tut er nicht. Und nun laß dir einen guten Rat auf den Weg mitgeben, Schätzchen: Sieh dir diese drei Männer genau an. Ich hoffe, sie sind dir sympathisch. Halte dir immer vor Augen, daß sie verdammt in der Klemme sitzen. Ihr Leben liegt in deiner Hand. Wenn du uns verpfeifst, legen wir unsere Geiseln um, ist das klar?«

Fanny nickte. »Ich werde tun, was Sie verlangen«, sagte sie heiser.

»Sehr vernünftig. Dann schwirr' mal ab.«

Fanny hatte Angst. Angst um ihren Bruder. Angst vor der Dunkelheit im Wald. Angst, nicht nach Torceston zu finden. Angst vor Murdock Vidor… Ich sah ihr all diese Ängste an.

Doch sie biß die Zähne tapfer zusammen und ging. Meine besten Wünsche begleiteten sie. Ich hoffte, daß ihr nichts zustieß.

***

Immer wieder glaubte sie, Gestalten durch die Dunkelheit huschen zu sehen. Die Beklemmung schnürte ihren Brustkorb ein, und sie hatte ein ständiges Würgen im Hals.

War das der richtige Weg nach Torceston? War auch Ned hier langgelaufen? Hatte er es geschafft? Befand er sich in Torceston?

Wenn er da war und sie zu Hause nicht antraf, würde er vor Sorge um sie den Verstand verlieren. Er würde versuchen, eine Suchmannschaft auf die Beine zu stellen, aber es würde nicht leicht sein, Männer zu finden, die sich bis zum Todesmoor vorwagten.

Fannys Gedanken schweiften ab, beschäftigten sich mit Henry Lindsay, diesem unsympathischen, bärtigen Gesellen. Sie hatte ihn noch nie leiden können, und sie hatte sich immer gefragt, womit er sich sein Geld verdiente.

Nun wußte sie es. Ein Verbrecher war er. Eigentlich wunderte sie das nicht. Sie hatte Lindsay immer schon für einen Mann gehalten, der sich nicht viel um die Gesetze scherte.

Ein Geräusch alarmierte sie. Erschrocken fuhr sie herum. Da!

Huschte nicht eben ein grauer Schatten von einem Baum zum andern? War das Murdock Vidor? Fannys Herz übersprang einen Schlag.

Sie forcierte ihr Tempo, obwohl sie einer Erschöpfung nahe war.

Die nagende Angst trieb sie durch die Finsternis. Sie stolperte hin und wieder über Wurzeln und Steine, die sie übersah, und befürchtete, sich ebenso zu verletzen wie dieser eine Verbrecher.

Wenn das passierte, würden die Gangster denken, sie hätte sich nicht an die Warnung gehalten. Dann würden die drei Geiseln ihr Leben verlieren. Dasselbe war zu erwarten, wenn sich jetzt die Bestie auf sie stürzte.

Fanny wußte selbst nicht, woher sie die Kraft nahm, jetzt sogar noch zu laufen. Die Furcht, von der Bestie erwischt zu werden, holte das Letzte aus ihr heraus.

Lichter! Fanny konnte es kaum glauben. War das kein Trugbild?

Sah sie wirklich die Lichter von Torceston? Schwankend verließ sie den Wald. Der graue Schatten, den sie zu sehen geglaubt hatte, folgte ihr nicht.

Mit bleischweren Beinen schleppte sie sich auf Henry Lindsays Haus zu. Sie erreichte eines der erhellten Fenster und schlug mit der flachen Hand auf das Glas.

Lindsay tauchte auf. Seine buschigen Brauen zogen sich unwillig zusammen, als er das Mädchen erblickte. Tiefes Mißtrauen beherrschte seinen Blick. Er hatte Danny McGuire und King Hayworth erwartet, nicht Fanny Burnett.

Argwöhnisch öffnete er das Fenster. Er beugte sich hinaus und blickte vorsichtig nach allen Seiten. »Fanny, was wollen Sie?«

Sie hatte kaum genug Luft, um es ihm zu sagen. Seine Miene verfinsterte sich noch mehr. Es war ihm nicht recht, daß dieses Mädchen nun über ihn Bescheid wußte.

Er ärgerte sich über McGuire und Hayworth, die dem Mädchen reinen Wein eingeschenkt hatten. »Kommen Sie herein«, sagte er und schloß das Fenster wieder.

Sie schleppte sich zur Hintertür des Hauses. Henry Lindsay ließ sie ein. Abermals vergewisserte er sich, daß sie allein war. Im Wohnzimmer ging er dann unschlüssig auf und ab.

Okay, er hatte sich bereit erklärt, die entflohenen Häftlinge bei sich aufzunehmen und weiterzuleiten. Er kassierte dafür im voraus einen ansehnlichen Betrag.

Aber für dieses Geld konnte niemand verlangen, daß er sich zum Schädelhaus im Todesmoor begab. Er war schließlich nicht lebensmüde. McGuire und Hayworth riskierten dort Kopf und Kragen.

Wie hatten sie so verrückt sein können, sich in Murdock Vidors Haus zu wagen? Das würde sich die Bestie nicht bieten lassen.

Vielleicht machte Vidor den beiden und ihren Geiseln in diesem Augenblick gerade den Garaus.

Nein, zum Teufel, so viel Geld konnte man ihm gar nicht bieten, daß er sich zum Schädelhaus begab. Aber würden die Leute, mit denen er zusammenarbeitete, solche Einwände gelten lassen?

»Warten Sie hier«, sagte Lindsay grimmig. »Ich muß telefonieren.«

Er begab sich in die Diele und rief seinen Kontaktmann an.

»Sind McGuire und Hayworth gut bei dir angekommen?« fragte dieser.

»Von wegen. Sie sind in Schwierigkeiten.«

»Was ist schiefgelaufen?« Lindsay sagte es dem Kontaktmann.

»Mist!« sagte dieser. »Du wirst sie umgehend holen.«

»Diese beiden ausgemachten Idioten?« ereiferte sich Henry Lindsay.

»Sie haben immerhin zwanzigtausend Pfund bezahlt. Dafür haben sie ein Recht auf unsere Hilfe. Wir sind nicht billig, aber wir leisten auch etwas für unser Geld.«

»Hör mal, die Kerle haben mich in eine fatale Lage gebracht. Dieses Mädchen weiß jetzt über mich Bescheid. Ich werde hier in Torceston Schwierigkeiten kriegen.«

»Muß nicht sein.«

»Du machst mir Laune. Denkst du, Fanny Burnett wird schweigen?«

»Das liegt bei dir.«

»Wie meinst du das?«

»Hast du nicht die Möglichkeit, sie zum Schweigen zu bringen?«

»Du meinst, ich soll sie…?«

»Das wäre die beste Lösung. Du könntest sie im Todesmoor verschwinden lassen. Und die drei Geiseln ebenfalls. Mach reinen Tisch.«

»Ich habe nicht die Absicht, zu diesem verfluchten Schädelhaus zu gehen!« sagte Lindsay gereizt. »Du weißt nicht, wie gefährlich das ist.«

»Und du scheinst anscheinend nicht zu wissen, wie gefährlich es ist, sich unseren Befehlen zu widersetzen, Lindsay!« sagte der Kontaktmann schneidend. »Soll ich melden, daß du ein feiger Kretin bist, auf den man sich nicht verlassen kann? Weißt du, was dann passiert? Du hast Geld genommen, für das du nichts zu leisten bereit bist. Komm mir jetzt nicht damit, du würdest das Geld zurückgeben. Hier geht es ums Prinzip. Entweder du hilfst McGuire und Hayworth, wie sie es von uns erwarten dürfen, oder du bist morgen schon erledigt. Klar?«

Der Mann am anderen Ende legte auf. »Verfluchte Scheiße!«

zischte Henry Lindsay und hängte den Hörer an den Haken. Er holte eine Flinte aus einer alten Bauerntruhe, stopfte sich die Taschen mit Schrotpatronen voll, öffnete die Living-room-Tür und sagte zu Fanny Burnett: »Kommen Sie.«

Wenn er nach Torceston zurückkehrte, würden nur Danny McGuire und King Hayworth bei ihm sein. Alle anderen würde der Sumpf verschlungen haben. Eine Menge Arbeit wartete auf ihn.

Blutige Arbeit…

***

Wir warteten immer noch auf unsere Chance, und unsere Geduld

sollte sich endlich lohnen. King Hayworth stöhnte. Er verzog schmerzlich sein Gesicht. »Kannst du dir den verdammten Knö- chel nicht mal ansehen, Danny?«

»Ich bin kein Doktor.«

»Eine kalte Bandage könnte vielleicht schon helfen.«

»Vorausgesetzt, der Knöchel ist nicht gebrochen«, sagte McGuire. »Okay, ich will sehen, was ich tun kann.«

Er schob den Revolver in seinen Gürtel und ging an mir vorbei.

Er beachtete mich nicht, und das war sein erster Fehler. Ich nützte die Gelegenheit sofort.

Blitzschnell zuckte ich von dem Stuhl hoch, auf den ich mich hatte setzen müssen. McGuire sah es aus den Augenwinkeln, und er griff sofort zum Kolben seiner Waffe, doch ehe er sie ziehen konnte, war ich bei ihm und schlug zu.

Der Revolver sprang dem Verbrecher förmlich aus den Fingern und landete auf dem Boden. Ich trat ihn mit dem Fuß zur Seite und versetzte McGuire einige Faustschläge.

Ich dachte dabei daran, wie er Fanny Burnett behandelt hatte.

Dadurch fielen die Hiebe besonders kräftig aus. McGuire wurde von den Treffern gegen die Wand geworfen.

Als ich hochfederte, wollte sich auch King Hayworth seine Waffe schnappen, die vor ihm auf dem Tisch lag. Es war nichts zwischen Chao Kai und mir abgesprochen worden, dennoch kam es zu einem zufriedenstellenden Timing.

Kaum saß ich nicht mehr, hatte der blitzschnelle Chinese auch schon Hayworths Kanone an sich gerissen. Als der Verbrecher in die Mündung seiner eigenen Waffe blickte, wich das Blut aus seinem Gesicht.

Er konnte keinem von uns mehr gefährlich werden, dafür sorgte Chao Kai. Und ich kümmerte mich um den anderen Knaben. Es war einiges fällig. Immerhin hatte sich Danny McGuire etliches geleistet, wofür ich ihm nun die Quittung gab.

Meine Schläge machten ihm arg zu schaffen. Schon war er schwer gezeichnet. Angeschlagen wollte er alles auf die letzte Karte setzen.

Er warf sich mir wuchtig entgegen. Ich wich zur Seite, packte ihn, sperrte seinen Schritt mit meinem gestreckten Bein und verstärkte seinen Schwung nach vorn.

Er flog durch die Luft und krachte auf den Boden. Das brachte ihn hart an den Rand einer Ohnmacht. Ich hatte reichlich Zeit, seinen Revolver aufzuheben, und als er halbwegs wieder klar war, erging es ihm wie seinem Komplizen. Ihre Flucht war damit zu Ende.

Nun mußten wir noch auf Henry Lindsay warten, dann war unsere Käfersammlung vollständig. McGuire mußte sich neben seinen Freund auf die Holzbank setzen. Ziemlich zerknirscht sahen die beiden

Sträflinge aus.

Ich gönnte ihnen die Niederlage von Herzen. Noch heute würde man sie nach Dartmoor zurückbringen, und alle Anstrengungen, die sie unternommen hatten, würden vergeblich gewesen sein.

Als ich das Brummen eines Motors hörte, sagte ich hastig zu Chao Kai: »Du hältst die beiden mit der Kanone in Schach!«

»Okay, Tony.«

Ich flitzte zur Tür und postierte mich mit McGuires Revolver daneben. Draußen knurrte Lindsay: »Vorwärts! Nun mach schon!«

Die Tür öffnete sich, und ich wartete gespannt auf den Moment, wo Lindsay an mir vorbeiging. Dann wollte ich hinter ihn treten, ihm die Waffe gegen den Rücken drücken und ihm erklären, daß das Spiel aus sei.

Doch es kam anders. Fanny Burnett trat vor ihm ein. Und Lindsay erfaßte die Situation mit einem einzigen Blick, den er über die Schulter des Mädchens warf.

Er sah die Waffe in Chao Kais Hand, die auf McGuire und Hayworth gerichtet war, und handelte in Sekundenschnelle. Mit der Linken packte er das Mädchen. Fanny schrie auf, als er sie an sich riß und ihr den Zwillingslauf der Schrotflinte unter das Kinn setzte.

Mir tat das Mädchen leid. Was hatte sie nicht schon alles über sich ergehen lassen müssen – und nun auch das noch!

»Ich blase ihr den Kopf weg!« schrie Lindsay. »Es braucht sich nur einer von euch zu bewegen, und das Mädchen ist tot!«

Chao Kai warf unaufgefordert die Waffe auf den Boden.

»Wo ist der dritte?« fragte Lindsay.

Ich trat hinter der Tür hervor. Fannys Augen flehten mich an, ihr zu helfen, doch ich konnte nichts für sie tun. Mein Magen krampfte sich zusammen. Ich warf den erbeuteten Revolver dorthin, wo der andere lag.

»McGuire!« sagte Lindsay. »Hayworth! Kommt!«

Danny McGuire hievte King Hayworth hoch. Sie holten sich ihre Waffen wieder. Lindsay rückte mit dem Mädchen zur Seite, damit sie an ihm vorbei konnten.

»Los, zum Wagen!« zischte Henry Lindsay.

»Ich möchte die drei umlegen!« knurrte McGuire.

»Laß nur, das erledige ich schon«, sagte Lindsay kalt.

McGuire schleppte seinen Komplizen zum Geländewagen. Als sie ihn erreichten, versetzte er Fanny Burnett einen kraftvollen Stoß, der sie bis zur Feuerstelle beförderte, wo sie stürzte.

Und nun wollte er mit der Flinte einen blutigen Tanz veranstalten. Er legte an, brauchte nicht zu zielen. Die Streuung würde groß genug sein. Ein einziger Schuß würde Fanny Burnett, Chao Kai und Bernard Hale treffen.

Ich mußte das verhindern! Als Lindsay abdrücken wollte, warf ich mich wie vom Katapult geschleudert auf ihn. Einen Sekundenbruchteil zuvor fielen draußen Schüsse, die Lindsay irritierten.

Statt zu feuern, sprang er zurück. Dadurch verfehlte ihn meine Faust. King Hayworth und Danny McGuire brüllten wie auf der Folter, und ich hatte dafür nur eine einzige Erklärung: Murdock Vidor war eingetroffen!

***

Ein Windstoß schleuderte die Tür zu, und vor dem Schädelhaus tobte ein wilder Kampf. Die Schrotflinte donnerte. Die Revolver bellten. Wir hörten das Knurren der Bestie und die Todesschreie der Verbrecher.

Und dann war es still. Erschreckend still. Kein Schuß mehr, kein Schrei. Die Welt um uns herum schien tot zu sein. Ich eilte zu meinen Freunden.

»Chao Kai, du kümmerst dich um das Mädchen!« sagte ich hastig. »Bring sie nach oben.«

Obwohl der Chinese sich an dem Kampf gern beteiligt hätte, hörte ich keine Widerrede. Er wußte, daß jetzt keine Zeit für lange Diskussionen war. »Okay, Tony«, sagte er, eilte zu Fanny Burnett, half ihr aufzustehen und führte sie zur steinernen Wendeltreppe.

Während die beiden die Stufen hinaufstiegen, sagte ich zu Professor Hale: »Und wir beide versuchen mit Murdock Vidor fertigzuwerden!«

Der Parapsychologe nahm seine Gnostische Gemme ab. Ich zog meinen Colt Diamondback aus der Schulterhalfter. »Was meinen Sie, Tony«, sagte der Professor. »Ob er in sein Haus kommen wird?«

»Wenn nicht, greifen wir ihn draußen an«, sagte ich und lauschte.

Da gellte oben Fannys Schrei auf.

Ich zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. »Chao Kai, was ist los?«

»Hier oben liegt Ned Burnett!« antwortete der Chinese.

Ich brauchte nicht zu fragen, ob Ned noch lebte. Ich hörte am verzweifelten Schluchzen des Mädchens, daß er tot war. Im selben Moment rammte die Bestie die Tür auf.

Ich schoß sofort, und Murdock Vidor stieß ein wildes Gebrüll aus. Er zuckte zurück und zur Seite. Ich konnte ihn nicht mehr sehen. Professor Hale stieß aufgeregt hervor: »Ich glaube, Sie haben ihn getroffen, Tony!«

»Das hoffe ich! Los, Bernard, wir müssen hinterher.«

Wir stürmten aus dem Schädelhaus. Die Bestie war nicht zu sehen. Ich lehnte mich an die dicke Steinsäule. Hale und ich sahen, was Murdock Vidor mit McGuire, Hayworth und Lindsay gemacht hatte.

Die Männer waren nicht wiederzuerkennen. Ihre Waffen hatten ihnen nichts genützt. Mit gewöhnlichen Geschossen konnte man Vidor nicht

gefährlich werden.

Dazu brauchte man schon besonders präparierte, wie ich sie verwendete. Ich stellte mir vor, daß Ned Burnett genauso entsetzlich aussah wie diese drei Verbrecher, und mir drehte es den Magen um.

Professor Hale und ich trennten uns. Jeder versuchte auf eigene Faust, die Bestie aufzustöbern. Verbarg sie sich hinter dem Haus?

Ich suchte sie dort und entdeckte schwarzes Dämonenblut auf dem Boden.

Es stimmte also, ich hatte die Bestie getroffen. Wie schwer war sie verletzt? Da es dunkel war, fiel es mir nicht leicht, der schwarzen Blutspur zu folgen.

Bernard Hales Ruf alarmierte mich. »Tony! Hier ist Vidor!«

Ich flitzte aus den Startlöchern. Mit langen Sätzen jagte ich um das Schädelhaus herum. Jetzt war jede Sekunde kostbar. Bernard Hales Mut in allen Ehren, aber er war nicht so gut bewaffnet wie ich.

Kurze Zeit würde er sich die Bestie vom Leib halten können, doch ich zweifelte daran, daß er es schaffte, mit ihr fertigzuwerden. Zwischen Bäumen entdeckte ich zwei Gestalten.

Hale und Vidor!

Ein Kampf auf Leben und Tod tobte. Hale versuchte, die Gnostische Gemme gegen die Bestie einzusetzen, doch Murdock Vidor verstand es, sich vor dieser für ihn gewiß gefährlichen Waffe immer wieder in Sicherheit zu bringen.

Knurrend umklammerte das Ungeheuer Hales Arme. Die beiden drehten sich schnell wie ein Doppelkreisel. Es wäre unverantwortlich gewesen, in dieser Situation den Colt abzufeuern.

Ich konnte unmöglich wissen, wen die Kugel treffen würde. Auf einen Glückstreffer wollte ich es auf keinen Fall ankommen lassen. Ich mußte ran an die Bestie. Sie war verletzt.

Vielleicht würde sie das geweihte Silber, das irgendwo in ihrem Körper steckte, schwächen. Meine Kopfhaut zog sich schmerzhaft zusammen, als ich sah, wie Bernard Hale von der Bestie hochgerissen wurde.

Murdock Vidor schleuderte den Professor wild gegen einen Baum. Ich litt mit Hale. Jetzt hätte ich die Möglichkeit gehabt, zu schießen. Aber nur einen Moment lang, dann verschwand das Scheusal hinter dem breiten Stamm eines riesigen Baumes.

Hale wehrte sich weiter mit zäher Verbissenheit. Ich sah ihn wieder auf die Beine kommen, und er traf das Monster sogar mit der Gnostischen Gemme am Schädel.

Der Schwarzblütler heulte auf. Ich legte auf ihn an. Da packte Murdock Vidor erneut den Professor und riß ihn an sich. Die Bestie wollte dem Parapsychologen die Kehle aufreißen.

Aber zum Glück war ich zur Stelle. Ich schlug an Bernard Hales Kopf

vorbei, und mein magischer Ring traf genau zwischen die glühenden Augen des Scheusals.

Brüllend stieß Murdock Vidor den Professor von sich. Hale prallte gegen mich, und wir wären beide beinahe gestürzt. Ich fing den Professor auf, war dadurch gehandikapt und konnte nicht sofort nachsetzen.

Angeschossen, geschwächt durch Treffer mit der Gnostischen Gemme und meinem magischen Ring, zog es Murdock Vidor vor, den Kampf abzubrechen und das Weite zu suchen.

Wenn er entkam, würde er sich erholen und sein schreckliches Treiben fortsetzen. Er befand sich im Moment in einer schlechten Verfassung. Das mußte ich ausnützen.

Ich drängte Professor Hale atemlos zur Seite, während Vidor Fersengeld gab. Er preßte dabei die rechte Pranke gegen seine Hüfte, lief leicht gekrümmt und schleifte das Bein etwas nach.

»Ich hol' ihn mir!« keuchte ich und hetzte los.

»Tony! Vorsicht! Das Todesmoor!« schrie Professor Hale.

Damit rettete er mir das Leben, denn ich wäre blindlings hinter der Bestie hergerannt – und damit unweigerlich ins Verderben, denn das Moor trug nur den Schwarzblütler.

Ich wäre im Brei versunken. Knapp am Rand des tödlichen Sumpfes blieb ich stehen, federte in Combat-Stellung und schickte eine geweihte Silberkugel hinter dem fliehenden Monster her.

Das Geschoß stoppte Murdock Vidor und riß ihn herum. Er fiel auf die Knie. Sein grauenerregendes Maul öffnete sich, und er stieß einen furchtbaren Schrei aus.

Aber er ging auch an meiner zweiten Kugel nicht zugrunde. Und das Moor trug ihn nach wie vor. Verdammt, gab es keine Möglichkeit, ihn zu erreichen? Das Glühen seiner Brustmuskeln nahm ab.

Ich fragte mich, ob ich ihn vernichten konnte, wenn ich ihm auch noch die restlichen Silberkugeln in den Leib jagte.

Wenn nicht, was dann? Sollte ich den Diskus werfen?

Mir schoß plötzlich eine andere Idee durch den Kopf. Wenn es mir gelang, die Magie zu brechen, die Murdock Vidor auf dem Todesmoor hielt, war er verloren.

Vier geweihte Silberkugeln befanden sich noch in der Trommel meines Revolvers. Ich jagte sie knapp hintereinander durch den Lauf.

Zischend und dampfend spritzte der Schlamm hoch. Das Moor war mit einemmal nicht mehr fest für Murdock Vidor. Als die Bestie erkannte, daß der Sumpf auch für sie zur tödlichen Falle geworden war, bäumte sie sich wild auf.

Doch Vidor konnte sich nicht mehr erheben. Der Schlamm gab überall nach. Er sank ein, und je wilder er sich bewegte, desto rascher ging es mit ihm nach unten.

Es war nicht nötig, ihm mit dem Dämonendiskus den Garaus zu machen. Der Sumpf würde das für mich erledigen. Die pulsierende Glut von Vidors Brust erlosch.

Das Ungeheuer versuchte sich an der Oberfläche des Todesmoors festzukrallen, schaffte es aber nicht. Schwer schlugen seine Pranken in den weichen Schlamm.

Der graubraune Brei spritzte hoch und klatschte auf den Schädel des Monsters. Die Fratze veränderte sich. Das gelbe Leuchten fiel in sich zusammen.

Der Schädel verformte sich, nahm mehr und mehr menschliches Aussehen an. Hilfe- und haltsuchende Menschenhände streckten sich ein letztes Mal zum Himmel empor.

Dann schien jemand in der Tiefe des Todesmoors Murdock Vidors Beine zu ergreifen und ihn nach unten zu reißen. Der zähe Brei erstickte seinen Schrei und schloß sich über dem Schwarzblütler. Er war besiegt…

***

Völlig gebrochen saß Fanny Burnett neben mir. Mit zahlreichen Dämonenbannern hatte Professor Hale dafür gesorgt, daß aus dem Schädelhaus im Todesmoor kein Hort des Bösen mehr werden konnte.

Nun saßen er und sein Lieblingsschüler im Fond des Geländewagens, und ich streifte das unheimliche Haus zum letztenmal mit einem kurzen Blick. Es war nur noch ein schauriges Mahnmal, nicht mehr.

Wir mußten die Toten zurücklassen, hatten keinen Platz für sie im Wagen, aber ich sorgte gleich nach unserer Ankunft in Torceston dafür, daß die Polizei sie abholte.

Wir brauchten uns für die Nacht kein Zimmer zu nehmen. Fanny Burnett, die jetzt nicht allein sein konnte, bat uns, bei ihr zu wohnen. Wir nahmen uns gern des bedauernswerten Mädchens an, das vom Schicksal so schwer geschlagen worden war.

Am nächsten Morgen, nach dem Frühstück, sagte ich zu Professor Hale und Chao Kai: »Drückt mir die Daumen, Freunde.«

»Weswegen?« wollte der Chinese wissen.

»Damit ich das Kabel finde, das ich in den Wald geworfen habe, sonst können wir nicht nach London zurückfahren.«

Und dann machten wir uns auf die Suche…

ENDE

[1]Siehe Tony Ballard Nr. 1 »Wenn sie aus den Gräbern steigen…«, Tony Ballard Nr. 21 »Die Totenuhr«